

- Leseprobe -

Wolfgang Berg

Wildnis – zwischen Wahrheit und Wahnsinn

Band: I Der Tote in der Heide, Seite 4

Band II: Die Brandstifter in der Heide, Seite 333

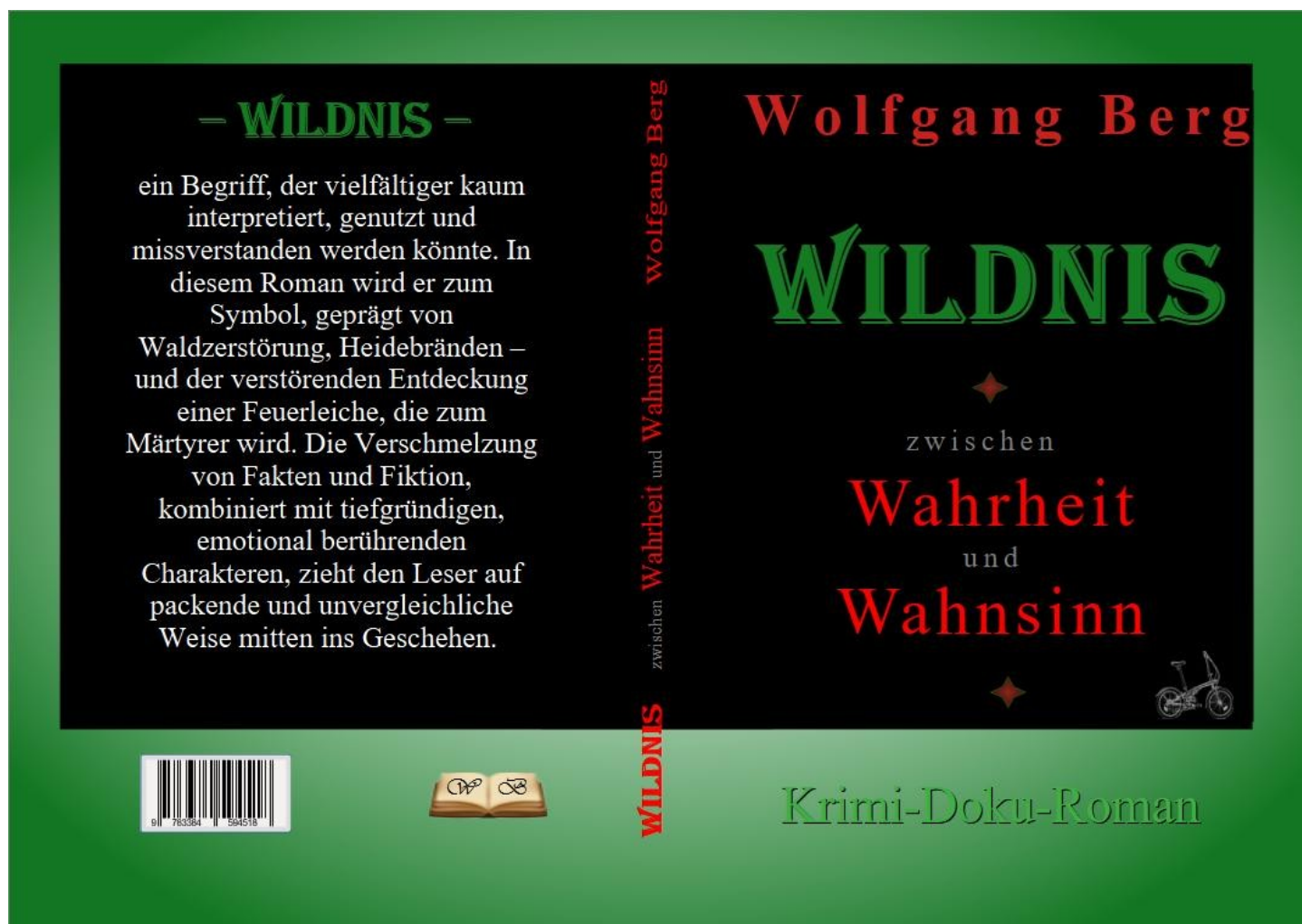
Kriminalroman – Doku-Roman

IST DIES SCHON WAHNSINN, SO HAT ES DOCH METHODE.

WILLIAM SHAKESPEARE (1564 – 1616)

Das DBU-Projekt zur Renaturierung von Kiefernreinbeständen (Illustration Seite 3) hat mich dazu inspiriert, dieses Buch zu schreiben. Es beleuchtet die Realität hinter der oft romantiserten Vorstellung einer unberührten Wildnis. Mit Hilfe präziser Analysen und sorgfältig ausgewählter Beispiele wird aufgezeigt, dass die komplexen, fein abgestimmten Prozesse der Natur keine Konstrukte menschlicher Fantasie sein können.





© 2025 Wolfgang Berg

Umschlaggestaltung und Illustration: Wolfgang Berg

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Wolfgang Berg, Heide 165, 03185 Drachhausen, Germany .

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: berg.wolfgang@t-online.de

ISBN: 978-3-384-59451-8



Abb. 12.

Möglichkeiten der Tothholzetablierung mittels Verletzung des Kambiums am stehenden Stamm (a & b) und technische Umsetzung der Windbruchsimulation (c) (aus: SIMILÄ & JUNNINEN 2012, S.15a, b, und c)



Abb. 14.

Unterschiedliche Behandlungsvarianten in Kombination mit Feuer
(aus: VANHA-MAJAMAA et al. 2007; S. 80)

Konzeption eines DBU-Projektes zur Renaturierung von Kiefernreinbeständen – Projektlaufzeit und Projekt-Nr. bei der DBU: 01.04.2012 – 30.09.2013, AZ 30108-33/0. [DBU – Deutsche Bundesstiftung Umwelt – besteht aus Mitgliedern, die von der Bundesregierung berufen werden]

Band I

DER TOTE IN DER HEIDE

Kriminalroman

Personen

Stefan Berrendt

Stefan Berrendt, geboren 1975 als Sohn von Gerd und Gerda Berrendt, lebte in Hexhütten. Im Jahr 2000 heiratete er Susanne Kuhsewicht, und noch im selben Jahr wurde ihr gemeinsamer Sohn Louis geboren. Mit einem Studium der Forstwirtschaft hatte Stefan das Ziel, aktiv zur Bekämpfung des Klimawandels beizutragen. Dabei wollte er die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die er an der Universität erlangt hatte, in die Praxis umsetzen und nachhaltige Lösungen fördern.

Doch seine Bemühungen trafen auf Widerstand durch eine neue Generation von Klimaaktivisten, die zunehmend auf Ansätze ohne wissenschaftliche Grundlage setzten. Dieser Konflikt und Stefans unermüdlicher Einsatz für wissenschaftlich fundierte Maßnahmen führten letztendlich zu seinem tragischen Tod.

Klaus Kuhsewicht

Klaus Kuhsewicht, der Bruder von Susanne und Frank sowie Studienkollege von Stefan Berrendt, ist Revierförster der Stiftung „Wüste Wildnis“ in der Schönblumer Heide. Durch seine Unterstützung neuer Klimarichtlinien konnte er sich erfolgreich gegen den eigentlich besser qualifizierten Stefan durchsetzen und die Position für sich gewinnen.

Frank Kuhsewicht,

Bruder von Klaus und Susanne, ist ein einflussreicher Konsortialführer sowie Vorstandsmitglied der Stiftung „Wüste Wildnis“. Seine geschäftlichen Aktivitäten laufen jedoch nicht immer ganz regelkonform und bewegen sich gelegentlich in einer rechtlich fragwürdigen Grauzone.

Susanne Berrend (Susa), geb. Kuhsewicht

Susanne war acht Jahre lang mit Stefan verheiratet, bevor ihre Ehe geschieden wurde. Trotz ihrer Unterschiede und fehlender Gemeinsamkeiten bewahren beide die Liebe zueinander bis zu Stefans Tod. Susanne arbeitet für die Stiftung „Wüste Wildnis“.

Claudia Hägeminster

Claudia Hägeminster ist Partnerin und Kollegin von Susanne und verantwortlich für die Initialmaßnahmen in den Entwicklungszonen der Stiftung. In ihrer Funktion ist sie an vielen Brandstiftungen beteiligt. Claudia ist nicht nur die Partnerin von Susanne, sondern auch die Geliebte von Stefan. Nach Stefans Tod gerät sie selbst in Lebensgefahr.

Gela Berrend

Gela Berrend ist die zweite Frau von Stefan. Als sie mit ihm gemeinsam ein neues Leben beginnen möchte, ist es bereits zu spät, um die Vergangenheit hinter sich zu lassen und einen wirklichen Neuanfang zu wagen.

Dr. Klaus-Dieter Winzling

Dr. Klaus-Dieter Winzling erkannte die Möglichkeiten, die sich durch die deutsche Wiedervereinigung ergaben, und gründete gemeinsam mit seinem Partner Frank Kuhsewicht die Stiftung „Wüste Wildnis“ im Osten Deutschlands. In seiner Funktion als Vorstand zog er jedoch zunehmend die Aufmerksamkeit der Kriminalpolizei auf sich, da ihm umstrittene und fragwürdige Vorgehensweisen zur Last gelegt wurden. Seitdem unterliegt die Stiftung einer intensiven behördlichen Beobachtung.

Louis Berrendt

Louis, Sohn von Stefan und Susanne Berrendt ist mit Julia verheiratet und lebt mit ihr in einer glücklichen Ehe. Gemeinsam haben sie einen Sohn namens Gerhard-Stefan, der nach seinem Großvater benannt wurde. Als engagierter und gewissenhafter Kriminalpolizist ist Louis aktiv an der Aufklärung des Mordes an seinem Vater beteiligt und setzt alles daran, die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Gerste

Kosenamen, der sich von Gerhard-Stefan ableitet.

Jan Brodan

Jan Brodan, Chef von Louis, ist ein erfahrener Kriminalhauptkommissar, der mit seiner herausragenden Führung, umfangreichen Erfahrung und Expertise ein Garant bei der erfolgreichen Aufklärung und Lösung auch komplexester Fälle ist.

Beate Gründer und Lina Selbke

Zwei erfahrene Kriminalbeamtinnen, enge Kolleginnen und vertraute Weggefährtinnen von Louis. Mit ihrem unerschütterlichen Einsatz stehen sie ihm stets zur Seite und unterstützen ihn tatkräftig bei der Aufklärung des Mordes an seinem Vater.

Renate Räder

Frisch von der juristischen Fakultät, übernimmt sie voller Elan ihren allerersten Fall – und dieser hat es wahrlich in sich.

Volker Otte

Volker Otte ist ein erfahrener Richter mit einer beeindruckenden Karriere, die durch langjährige Expertise und ein tiefes Verständnis für die Rechtsprechung geprägt ist. Kurz vor seinem wohlverdienten Ruhestand übernimmt er nun seinen letzten Fall.

Dr. Holzbach

Dieser Anwalt ist ein echtes Schlitzohr, das mit allen Wassern gewaschen ist und in fast jeder Lage einen kühlen Kopf bewahrt.

Anne Kuchenbäcker

Anne Kuchenbäcker, eine Frau ohne Gesicht und mit undurchsichtigen Machenschaften, ist die Geschäftsführerin einer bedeutenden Holding-Gesellschaft mit mehreren Tochtergesellschaften, darunter auch dem einflussreichen Konsortium des Frank Kuhsewicht, dessen wirtschaftliche Vernetzung weitreichende Auswirkungen hat.

Konrad Ernst

Amtsbrandmeister und anerkannter Fachmann auf seinem Gebiet. Mit seinem umfassenden Können und seiner hohen Professionalität setzt er höchste Maßstäbe, doch die anspruchsvollen Herausforderungen seines Berufs fordern ihn derzeit bis an die Grenzen des Machbaren.

Rita Buttling

Feuerwehrkameradin, die ihre rhetorischen Fähigkeiten stets präzise und wirkungsvoll einsetzt – auch in entscheidenden Situationen.

1

Welches Abenteuer ihn mit Susanne erwarten würde, konnte Stefan Berrendt im Sommer 1995 während seiner Studienabschlussfeier noch nicht einmal erahnen. Klar, als ihre langen blonden Haare sich mit seinen schwarzen Locken verfangen, war ihm schon irgendwie bewusst, dass er voll in ihr Beuteschema passte. Aber von Mädels umschwärmt zu werden, das war für Stefan nichts Neues – er kannte das Spiel. Lag's an seiner sportlichen Figur, fast zwei Meter groß? Oder vielleicht an seinem dunklen Teint, der die eher zierliche und blasse Susanne, die höchstens 1,60 groß war, beeindruckte? In dem Moment war ihm das völlig egal. Was er aber ganz genau bemerkte: ihre durchdringenden, stechenden himmelblauen Augen, die ihn fixierten.

Dieser Funke, der ihn traf, ließ ihn vollkommen aus der Bahn geraten und brachte seine Welt ins Wanken. Susanne war einfach anders, unvergleichbar mit allen anderen Mädchen, die er jemals zuvor gekannt hatte. So jemanden wie sie hatte Stefan in seinem ganzen Leben noch nie getroffen oder auch nur ansatzweise erlebt. Sie hat es von Anfang an wirklich ernst gemeint, ohne jegliche Spielchen oder Vorbehalte. Seit dieser denkwürdigen Abschlussfeier, die alles veränderte, gab's für ihn absolut keinen Weg mehr, ihr zu entkommen oder sich ihrem Einfluss zu entziehen.

Sieben Monate sind seitdem vergangen. Stefan hat nur noch wenige Minuten, bis er ihr Ehemann sein wird. Er lässt die gemeinsame Zeit Revue passieren. Obwohl er Susanne nur flüchtig kennt, weiß er, dass eine Feier und wenige miteinander verbrachte Urlaubstage nicht ausreichen, um eine Ehe zu führen. Inzwischen ist sie im siebten Monat schwanger. Er versteht die Meinung von Vater und Mutter, dass die Hochzeit lange überfällig ist. Aber er hat nicht geplant, dass seine Mutter Susanne sofort mit nach Hause nehmen würde. Er sagte ihr zwar, dass er Susanne heiraten werde, hatte aber hinzugefügt, dass er sie vorher mit Herz und Seele kennen lernen müsse. Trotzdem hat sie sofort die ganze Hochzeit organisiert.

Stefan dachte für sich: „Eine Schwangerschaft allein stellt keinen zwingenden Anlass für eine Eheschließung dar. Doch welche Wahl bleibt mir? Eine Feier steht bevor – zur besonderen Freude meiner Eltern. Und ich? Ich akzeptiere die Umstände, begleitet von einem Hauch Dramatik inmitten einer alles andere als idealen Hochzeitszeremonie. Selbstverständlich ist Susanne eine attraktive und faszinierende Frau, und wir haben die begrenzte Zeit unseres Zusammenseins intensiv genutzt, um uns körperlich nahe zu sein. Über sie persönlich weiß ich jedoch nur wenig. Abgesehen von ihrer ausgeprägten Leidenschaft ist mir kaum etwas über sie bekannt. Nicht einmal ihren Beruf kenne ich genau; lediglich, dass sie ihren Lebensunterhalt durch ihre Tätigkeit in einer Stiftung bestreitet, ist mir bewusst.“

Nun stand Stefan vor dem Standesamt inmitten von Menschen, die sich größtenteils noch nie zuvor gesehen hatten. Einige schimpften über den Standesbeamten, der längst überfällig sei. Thomas Bender, Stefans alter Schulfreund, unterhielt derweil mit Insiderwissen zur Klimaproblematik. Susannes Bruder Klaus, Forstwirt und ehemaliger Studienkollege von Stefan, mischte sich bald lautstark ein. Er hatte herausgefunden, dass dieser Thomas Bender im Bonner Umweltministerium arbeitet.

Inzwischen war der Standesbeamte eingetroffen und sorgte mit seiner Präsenz für eine spürbare Bewegung in der zerstreuten Gesellschaft. Würdevoll und mit ruhigen Schritten stieg er die ehrwürdige Treppe zum Standesamt hinauf, während der größte Teil der Anwesenden ihm sogleich folgte, beinahe wie von unsichtbarer Hand gelenkt.

Klaus Kuhsewicht schien das Eintreffen des Beamten übersehen zu haben. In ein intensives Gespräch vertieft, ignorierte er den Anlass der Zusammenkunft und konzentrierte sich darauf, seinen Gesprächspartnern nachdrücklich seine Sicht zur Klimaproblematik aufzudrängen. Eine schrille Frauenstimme durchbrach jedoch abrupt das rege Gespräch:

"Stefan!" Dieser Ruf war unmissverständlich.

„Das ist Susanne!“, erkannte ihr Bruder Klaus sofort. Augenblicklich beendete er die Diskussion, um sich der neuen Situation zuzuwenden.

Stefan hatte als Letzter das Gemäuer des im 16. Jahrhundert erbauten Festungsturms betreten. In mittelalterlich verträumtem Charme ragte es vor ihm auf.

„Hier soll ich in Kürze mein Jawort geben?“, fragte er sich unschlüssig.

Die standesamtliche Trauung dauerte dann nicht lange. Aus dem, was Stefan dem Beamten zuvor erzählt hatte, vermochte dieser keine große Rede zusammen zu zaubern. Die sich auf Braut und Bräutigam beziehenden Angaben waren schnell zelebriert. Im wichtigsten Part der Trauzeremonie bat der Standesbeamte das Brautpaar, sich zu erheben. Er fragte zunächst Stefan, ob er Susanne heiraten möchte. Stefan stand von seinem Stuhl auf und sagte:

„So direkt hat mich das bisher niemand gefragt“, und schaute dabei Susanne an. Er hatte mit seiner Größe Mühe, ihr ins Gesicht zu sehen.

„Susanne, du bist ja so klein“, stellte er lachend fest.

„Eins sechzig“, sagte sie und strahlte ihn an, „das hatte ich dir doch erzählt.“

„Ja, aber das war mir doch bei unserem Kennenlernen egal.“

Der Standesbeamte fragte ungeduldig dazwischen:

„Na wollen sie heiraten, oder nicht?“

Da dachte Stefan zum ersten Mal so richtig drüber nach, was er sich mit Susanne da eigentlich eingebrockt hatte. „Schönheit vergeht“, ging ihm durch den Kopf, und am liebsten hätte er sich mit seinem Kumpel Thomas über diesen unvollendeten Spruch ausgetauscht oder einfach nur darüber gelacht. Aber irgendwie war die Sache jetzt zu ernst, um da drüber zu witzeln. Also blieb die Frage: „Hat sie außer ihrer Schönheit, die vielleicht irgendwann vergeht, auch noch irgendwelche nicht so attraktiven Eigenschaften, die dann bleiben? Und überhaupt, wie kommt dieser Klaus Kuhsewicht eigentlich zu so einer bezaubernden Schwester? Klar, die Größe passt und blaue Augen hat er auch – aber das war's dann auch. Sein pockennarbiges Gesicht, die schiefe Hakennase und die abstehenden Ohren? Nicht gerade ein Augenschmaus. Na, ja, dafür kann er ja auch nicht, aber für sein loses Mundwerk schon, das könnte er wirklich zügeln. Aber den Klaus muss ich ja nicht heiraten. Susanne hingegen wahrscheinlich schon. Und sie ist wirklich eine Frau wie aus dem Bilderbuch – so jemanden trifft man echt nicht jeden Tag.“

„Herr Berrendt“, kam die Stimme des Standesbeamten plötzlich dazwischen, „ja oder nein?“ Sein Blick wurde ernst – so als ob er jetzt keinen Spaß und keine weitere Ablenkung mehr dulden würde.

„Ja, aber Herr Standesbeamter, ich kann nicht umhin, mir meine Frau vorher noch einmal anzusehen.“

„Und Sie, Frau Kuhsewicht, wollen Sie Herrn Berrendt heiraten?“

Susanne nickte heftig und sagte: „Ja.“

„Dann seid ihr ab diesem Augenblick Mann und Frau und möget die Ringe tauschen.“

Er las schon die Heiratsurkunde vor und bat um die Unterschrift, als Stefan ihn unterbrach:

„Aber ich muss doch noch ‚Ja‘ sagen.“

„Alles erledigt, Herr Berrendt“, widersprach der Beamte und Susanne gab ihm recht:

„Stefan, du hast tatsächlich ja gesagt.“

Stefan hatte keine Lust auf Streit, nickte und signierte das Dokument.

Danach verabschiedete sich der Standesbeamte vom Brautpaar und schlich mit hängendem Kopf wie ein ertappter Sünder aus dem Festungssaal.

„Das ist echt der Hammer“, maulte Stefans Mutter. „Dreizehn Minuten, ehrlich? Da spare ich mir das Mittagessen für den Kerl lieber.“

„Ach komm, Gerda, ist doch gut jetzt“, meldete sich Vater Gerhard zu Wort. „Dafür hält die Ehe bestimmt umso länger. Lass uns lieber ins Gasthaus gehen und was Vernünftiges essen und trinken.“

„Gerhard, deine kleine Rede war besser als die vom Standesbeamten“, rief jemand aus der Runde.

„Mein Vater“, flüsterte Susanne Stefan mit einem Grinsen zu, „der hat einfach nur Durst.“

Der Schwiegervater sprang sofort von seinem Platz auf und holte den Beamten im Ausgangsbereich ein. Keine fünf Minuten später war das Standesamt leer und das Restaurant gut gefüllt. Stefan staunte, wie schnell sich die Gäste miteinander anfreundeten. Die Gespräche nahmen rasch Fahrt auf, und an der Festtafel formierten sich kleine Gruppen, die sich lebhaft austauschten. Der Geräuschpegel stieg kontinuierlich, bis kaum noch jemand ein Wort des anderen verstand. Mit zunehmendem Alkoholkonsum wurden die Diskussionen hitziger – waren keineswegs im Einklang. Besonders der Klimawandel und die Rolle des Waldes standen im Mittelpunkt der Gespräche. Klaus Kuhsewicht übernahm schließlich das Wort und schloss mit den Worten:

„Es liegt in unserer Verantwortung, den Klimawandel aufzuhalten. Durch gezielte Maßnahmen wie Verletzung des Kambiums an stehenden Stämmen und Windbruchsimulation wollen wir in den alten Kiefernbeständen der Stiftung Wüste Wildnis nach und nach Totholz schaffen und den Wald sich selbst überlassen. Was daraus entsteht, nennen wir Wildnis oder Urwald.“

„Du meinst, es ‚soll‘ entstehen“, korrigierte Stefan. „Klaus, das kann doch nicht dein Ernst sein! Du willst die Kiefernwälder wirklich absterben lassen und wertvolles Stammholz den Würmern überlassen? Die Stiftung ist doch verpflichtet, nicht in die Natur einzugreifen. Unter Naturschutz verstehe ich etwas anderes – die Gebiete müssen doch gepflegt und erhalten werden. Außerdem sollten sie für die Bevölkerung zugänglich bleiben! Wildnis, wie du sie propagierst, passt da nicht rein. Hast du damals in der Vorlesung nicht aufgepasst?“

„Und du, Stefan, hast offenbar vergessen, dich mit den Richtlinien der Europäischen Union auseinanderzusetzen. Diese fordern nämlich gezielt die Entstehung von Wildnis. Und Wildnis kann nur dort entstehen, wo der Mensch auch Feuer und den Borkenkäfer gewähren lässt.“

Stefan schüttelte den Kopf. „Die Sprüche passen zu deinem Examen-Abschluss“, sagte er. „Sie halfen dir offenbar beim Besteigen deiner Karriereleiter. du wurdest Revierförster, ich nicht. Diesen Job bei deinem Arbeitgeber hätte ich ohnehin nicht gewollt. Zu deinem Trugbild der Wildnis gibt es keine wissenschaftliche Definition, nur fragwürdige Visionen grün gesinnter NGOs, diese Denkfabriken. Als Nichtregierungsorganisationen erwecken sie den Eindruck, als regierten sie uns. Staatlich gefördert, erledigen sie die Arbeit von Ministern, die oft wenig Fachwissen haben. Diese Regierung wird den Klimawandel nicht stoppen, sondern fördert ihn.“

„He, Stefan, du hast ja echt Ahnung“, lobte Susanne ihren frisch gebackenen Ehemann. „So kenne ich dich gar nicht. Aber ich vertraue trotzdem Klaus.“

„Das ist der Unterschied zwischen uns: Du glaubst, was Klaus erzählt hat, während ich genau weiß, wovon ich spreche. Hast du dein ‚Ja‘ vielleicht zu voreilig gegeben? Wirst du die Hochzeit etwa schon heute bereuen? – Also, was jetzt, Frau Berrendt?“

„Ich liebe dich, und das ist das Einzige, was zählt.“

„Hör auf mit dieser Liebesschwärmerei, Susanne“, sagte ein hochgewachsener Mann mit einem genervten Unterton. Er machte eine abwehrende Geste mit beiden Händen, die groß und kräftig wie Bratpfannen wirkten. Diese Hände ließen keinen Zweifel daran, dass er gewohnt war, bei der Arbeit ordentlich zuzupacken.

„Stefan, du hast recht. Ich möchte es aus meiner Sicht erklären: Mein Beruf ist Zimmermann, für meine tägliche Arbeit benötige ich Bauholz. Kiefernholz aus unseren Wäldern ist dafür am besten geeignet. Wenn ich aber heute durch unsere Wälder gehe, blutet mir das Herz. Bestes Nutzholz fault dort vor sich hin. Stattdessen wird Rohholz importiert. Der miserable Waldzustand ist eine Zumutung für jeden Naturfreund und insbesondere für uns aus der Baubranche. Wir brauchen einen gesunden, aufgeräumten Wald für den Klimaschutz und als Rohholzlieferant.“

„Wer hat denn Schuld am Klimawandel?“, wollte es Susanne nun genau wissen.

„Ich will es mal so sagen“, übernahm Stefan die Antwort. „Der allein Schuldige am Klimawandel ist der Mensch mit seinen Fähigkeiten, seiner Neugier und seinem Erfindergeist. Mit der Trennung der gemeinsamen Vorfahren von Mensch und Schimpanse vor sechs Millionen Jahren wurden die Ahnen der heutigen Menschen in die Savanne gezwungen. Den aufrechten Gang gäbe es ohne dieses Ereignis nicht, die Entwicklung wäre völlig anders verlaufen. Womöglich würden wir uns immer noch wie unsere nächsten Verwandten, die Schimpansen, von Ast zu Ast hangeln. Von Kapitalismus und Klimawandel würde keiner sprechen – können. Und weil das so ist, fühlen sich bestimmte Menschen, von X-Y bis Karl Schieß-mich-tot, berufen, gegen die Schuldigen zu protestieren. Sie kleben sich auf Autobahnen fest, ketten sich auf Baumkronen an, schweißen sich an Eisenbahnschienen, greifen in Folge dessen in den Verkehr ein, behindern die Wirtschaft, gefährden andere Menschen. Und sie erzielen Wirkung in oberster Instanz. Wenn man diese Typen in den Baumkronen sieht, ist man geneigt, anzunehmen, es seien unsere Vorfahren von vor sechs Millionen Jahren.“

„Stimmt!“, platzte es aus Thomas Bender heraus, während er breit grinste. Die übrigen Gäste brachen in schallendes Gelächter aus – na ja, alle außer Susanne. Ihr sonst blasses Gesicht lief in Sekundenschnelle knallrot an. Der Ärger war ihr deutlich anzusehen. Mitten in das schallende Gelächter hinein brach sie plötzlich mit einer völlig aufgebrachten Stimme hervor:

„Stefan, sehe ich für dich etwa aus wie eine Affin?!“

„Susanne, um Himmels willen, natürlich nicht! Wie kommst du denn darauf? Ich habe niemals gesagt, dass du eine Affin bist!“

„Aber ich war doch auch bei diesen Demonstrationen, die du eben erwähnt hast!“

„Ach Susanne, jetzt übertreib doch nicht. Als Jugendliche begeht man manchmal eben ein paar wilde Aktionen – das ist doch normal. Aber weißt du, worum es mir geht? Wir sollten nicht den Erfindergeist und die Errungenschaften der Menschheit so schlechtreden. Ohne Elektrizität, den Verbrennungsmotor und all die Technik, die uns heute umgibt, gäbe es den Wohlstand, den wir jetzt genießen, gar nicht. Klar, das war nicht immer klimafreundlich – absolut – aber so lief es nun mal damals. Wir können doch nicht einfach alles, was dem Klima nicht gefällt, von heute auf morgen abschaffen. Die Menschheit ist doch clever genug, um neue Lösungen zu finden. Das braucht eben Zeit.“

Susanne sprang abrupt auf, ihre Augen funkelten vor Wut. Sie stürmte aus dem Saal und rief dabei:

„In deinen Augen bin ich wohl einfach nur eine durchgeknallte Affin!“ Mit diesen Worten war sie verschwunden.

Klaus Kuhsewicht konnte sich das Lachen kaum verkneifen. Er haute Stefan auf die Schulter und brach in Gelächter aus:

„Stefan, entspann dich mal. Das ist meine Schwester – die ist halt einfach so. Nimm's locker!“

„Klaus, mal ehrlich, was ist hier eigentlich los? Heute ist mein Hochzeitstag und ich hatte mir das alles ein wenig anders vorgestellt. Bei der Abschlussfeier hast du sie mir doch wie Sauerbier aufgedrängt. Hättest du damals nicht mal erwähnen können, dass sie ein paar ... nun ja, spezielle Eigenheiten hat? Aber ich mache dir keinen Vorwurf. Irgendwie werde ich das schon hinkriegen.“

„Na dann, viel Glück“, erwiderte der neue Schwager, mit dem Stefan ohnehin nie viel anfangen konnte. Und jetzt, dank der "charmanten" Schwester, wurde Klaus an diesem Tag auch noch offiziell Teil der Familie. Darauf hätte Stefan wirklich gut verzichten können.

2

Sieben Jahre waren seit der Hochzeit vergangen, und das Grundstück der Berrendts machte den Eindruck, als würde es einen Dornröschenschlaf halten. Die Wiese hinterm Haus hatte ewig keinen Rasenmäher mehr gesehen. Stefan war meistens unterwegs und hatte dafür einfach keine Zeit. Seine Eltern hatten ihm das Anwesen überschrieben, aber Susanne fand einen wild wachsenden Garten sowieso viel schöner. Sohn Louis kannte die Wiese im Sommer gar nicht anders. Er lag entspannt auf dem Rücken und daddelte auf seinem Handy herum.

„Vom Zocken tun dir irgendwann die Daumen weh“, meinte seine Mutter. Der Junge mit den schwarzen Locken tauchte kurz aus dem Meer aus Wildblumen, Gräsern und Kräutern auf. „Nee, Mama“, meinte er nur und verschwand direkt wieder in seiner kleinen Handywelt.

Seit Louis sein Handy hatte, war er irgendwie nicht mehr ganz derselbe, dachte Susanne. Sogar das Kicken mit den älteren Jungs, mit denen er sonst immer trainierte, ließ er links liegen. Louis war nicht nur körperlich, sondern auch im Kopf seiner Altersgruppe meilenweit voraus und hatte schon mal 'ne Klasse übersprungen. Und wenn das so weitergeht, meinten die Lehrer, könnte er bald schon wieder eine überspringen. Sein großer Traum? Kriminalist werden! Und mit der Oskar-Reihe hatte er dafür genau die richtige Kriminalliteratur am Start.

Währenddessen beschäftigte sich Susanne im Garten mit einem Käfer. Er krabbelte ihr über den Handrücken. Sie empfand eine gewisse Freude darüber, mit dem Handy eine Anschaffung für ihren Sohn getätigt zu haben, die genau seinen Ansprüchen angepasst war.

„Seitdem er das Handy hat, nervt er mich nicht mehr“, hatte sie Stefan am Wochenende gesagt. „Du bist die meiste Zeit unterwegs und bekommst ihn gar nicht mit.“

„Louis ist einfach neugierig und hat viele Fragen, die ihn beschäftigen“, sagte Stefan daraufhin stolz.

„Genau, Stefan, in letzter Zeit hat Louis Google Löcher in den Bauch gefragt. Beim Lesen seines neuen Krimis ‚Oskar und das Geheimnis der Kinderbande‘ versteht er manches nicht. Das musst du hören, da lachst du dich kaputt.“

„Das Buch ist eben für Kinder ab zwölf Jahren empfohlen“, antwortete Stefan darauf. „Louis will Kriminalist werden, da scheint er auf einem guten Weg zu sein.“

Susanne erinnerte sich in dem Moment an dieses Gespräch. Dabei ging sie ungestört ihrer Berufsausübung nach. Sie beobachtete Käfer, Würmer und was sonst noch so kriecht und flucht, fotografierte und drehte Videos. Am Wochenende kam Stefan von der Arbeit nach Hause. Dann zeigte sie ihm selbstbewusst die Ergebnisse ihrer Arbeit. Die meisten hatte er schon auf verschiedenen Internetseiten gesehen. Dort waren sie, auch die von seinem Grundstück, in irgendeiner Vision von Wildnis zu finden. Susanne bekam sogar Geld von ihrem Arbeitgeber, der Stiftung Wüste Wildnis, um solche Fotos und Videos zu machen. Für Susanne war es keine Arbeit im eigentlichen Sinne. Vielmehr war es eine Beschäftigung, bei der sie ihrem Hobby nachging.

„Mama!“, rief Louis mit einem Mal, „sind Waldbrände nützlich?“

„Wie kommst du darauf, Louis?“

„Mein neues Handy ist cool, Mama, schau mal, was ich gefunden habe!“

„Na, was hast du denn gefunden? Ach, Louis, jetzt ist mir der Blaue Kiefernprachtkäfer fortgeflogen – aha, eine grüne Kinderseite liest du? Das ist eine vortreffliche Gelegenheit für dich, zu lernen. Lies mir bitte vor.“

Louis hielt sein Handy übermütig über seinem Kopf, während er mit lebhafter Stimme vorlas. Seine Mutter saß still neben ihm auf einem Stapel verkohlter Kiefernstämme, die noch die Spuren eines Feuers trugen. Konzentriert lauschte sie den Worten ihres Sohnes, der flüssig vortrug:

„Waldbrände können das Ökosystem auf überraschende Weise positiv beeinflussen. Sie lassen mehr Sonnenlicht bis zum Waldboden vordringen, was den Sämlingen auf der Oberfläche zugutekommt. Das verbrannte Holz liefert wertvolle Nährstoffe, die die jungen Pflanzen für ihr Wachstum benötigen. So entsteht eine völlig neue Landschaft, die sich mit der Zeit zu einem dichten Urwald entwickelt. Selbst kleinste Lebewesen, die zuvor ums Überleben kämpften, finden nun bessere Bedingungen, um zu gedeihen.“

„Es ist echt so, dass sich die Natur nach einem Waldbrand schnell erholt. Louis, schau dir diese beeindruckenden Fotos an, die ich im Wald gemacht habe. Kleine Keimlinge durchbrechen den vom Feuer geschwärzten Boden und finden dort die perfekte Grundlage, um zu wachsen. Für die neugierigen Rehe sind diese jungen Pflanzen besonders interessant. Doch auch der Wolf ist Teil dieses Kreislaufs – er jagt die Rehe und sorgt so für ein natürliches Gleichgewicht.“

„Frisst er die Rehe?“

„Ja, genau. Seine Aufgabe ist es, die Natur da bei zu unterstützen, sich zu regenerieren und ein Urwald entstehen zu lassen.“

„Aber warum schießt der Jäger nicht auf die Rehe? Dann hätten wir Wildfleisch, wie Onkel Klaus es uns ab und zu mitgebracht hat.“

„In einem Urwald hat der Jäger nichts zu suchen. Die Natur regelt alles selbst. Nach dem Waldbrand sind die Vögel zurückgekehrt und finden Insekten, die das Feuer überlebt haben. Besonders faszinierend sind die Käfer, die sich schnell wieder ansiedeln. Sie legen ihre Eier unter der verbrannten Borke ab, aus denen Larven schlüpfen. Aus diesen Larven entstehen dann die wunderschönen Blauen Kiefernprachtkäfer. Einen davon habe ich dir vorhin ja schon gezeigt.“

„Erzähl weiter, Mama! Das ist so spannend!“

„Das freut mich, Louis. Weißt du eigentlich, was aus dem abgebrannten Wald eines Tages werden wird?“

„Ja! Ein Urwald! Das habe ich gerade gelesen. Aber Mama, was genau ist eigentlich ein Urwald?“

„Ein Urwald ist wie ein Märchenwald. Als du ein kleines Kind warst, las ich dir von Hänsel und Gretel vor. Die beiden hatten sich dem Märchen nach in einem solchen Wald verlaufen. Ein Urwald ist ein wilder Wald, eine Wildnis. Nur wenige, unter anderem Ranger, sind befugt, sie zu betreten, denn sie gehört ausschließlich der Natur – den Pflanzen und den Tieren. Wenn die Bäume alt sind, fallen sie um und wenn ein Blitz einschlägt, brennen sie ab. Es entwickelt sich etwas Neues daraus. In einem Urwald leben die wilden Tiere ungestört vor den Menschen. Wölfe, Füchse, Hirsche, Rehe und Wildschweine sorgen selbst für ein Gleichgewicht. Insbesondere der Wolf sorgt dafür, dass Rehe und Hirsche junge Bäume nicht beschädigen. Er frisst diese großen Waldbewohner mit Haut und Haar.“

„Mama, das habe ich kapiert. Aber wozu brauchen wir eigentlich einen Urwald?“

„Na, Louis, damit du in fünfzig Jahren noch auf der Erde leben kannst! Dafür muss der Urwald dort wachsen, wo jetzt die Kiefern-wälder stehen.“

„Warum brennen wir dann nicht einfach alle Kiefernwälder ab? Dann hätten wir doch in fünfzig Jahren überall Urwald und könnten glücklich weiterleben.“

„Wir setzen uns gegen den Klimawandel ein, aber wir können nicht einfach alle Wälder abfackeln. Trotzdem entsteht in ehemaligen Kiefernwäldern, die schon mal gebrannt haben, neuer Urwald. Übrigens, es gibt dort einen Aussichtsturm – da fahren wir morgen hin.“

Am nächsten Morgen schnappte sich Susanne den kleinen Louis und ab ging's mit dem Auto Richtung Wildnis. Keine zehn Minuten später waren sie schon da – vor einem riesigen Steinklotz mit passendem Treppen-Look. Schon ein paar andere Leute waren da, insgesamt neun. Ein junger Typ begrüßte die Truppe direkt vor dem Steindings. Louis bekam von ihm einen festen Händedruck, und Susanne? Die bekam ein herzliches „Hallo Susa“ und einen Kuss auf die Lippen.

„Äh, wer ist das denn?“, fragte Louis total verwirrt. „Ich dachte, Onkel Klaus macht hier den Empfang.“

„Onkel Klaus ist beim nächsten Wildnis-Trip am Start. Das hier ist Simon, ein Kollege von mir. Was sagst du – cool, oder?“

„Nö.“

Simon brach in schallendes Lachen aus. Louis dagegen schaute sein Gegenüber an – still und regungslos scannte er diesen auffälligen Typen: groß, dunkle Haare, die locker in einem Pferdeschwanz herunterhingen. Und der Bart? Auch nicht ohne – endete in so 'nem geflochtenen Zöpfchen. Und wie er lief? Als hätte er tonnenschwere Lasten dabei. Aber sein Rucksack? Der sah verdächtig leer aus. Irgendwie 'ne schräge Kombi.

Simon entging dieser prüfende Blick natürlich nicht. Mit einem breiten Grinsen und einem Zwinkern meinte er zu Louis: „Na, wir zwei werden bestimmt noch die besten Kumpel.“

Plötzlich wandte sich Louis mit Nachdruck an seine Mutter und sagte eindringlich: „Mama, ich möchte in den Urwald! Bitte, lass uns gehen!“

„Louis, bitte benimm dich!“, sagte Susanne mit einem Anflug von Genervtheit. Doch bevor sie weiter schimpfen konnte, griff Simon ein und entschärfte die Lage. Mit einer entspannten Haltung stellte er sich der Gruppe vor und schenkte Susanne eine wohlverdiente kurze Auszeit von Louis' Nörgelei.

„Mein Name ist Simon Raman“, stellte er sich vor. „Heute nehme ich Sie mit auf eine Wanderung durch einen Teil der größten Wüste Deutschlands. Unsere Tour beginnt mit dem Aufstieg zum Aussichtsturm. Von dort haben wir einen beeindruckenden Blick und können sehen, wo zukünftig unsere Wildnis entstehen wird. Wir werden erkennen, welche Flächen bereits auf einem vielversprechenden Weg dorthin sind – vor allem die schwarzen Gebiete, in denen wir die verkohlten Bäume sehen werden. Die Gründung einer Wildnis in der Schönblumer Heide ist das zentrale Ziel unserer Stiftung. Übrigens sind wir auch ein wenig stolz auf unsere Wüste, die wir gleich erkunden werden. Bevor wir starten, möchte ich Sie aber noch bitten, den obligatorischen Unkostenbeitrag von fünf Euro bei mir zu entrichten.“

„Mama, müssen wir auch bezahlen?“

„Nein, natürlich nicht. Ich bin schließlich auch Mitglied der Stiftung.“

„Bitte folgen sie mir“, sagte Simon Raman. Er begann von einer Tierwelt zu sprechen, von der die Erwähnung des Namen ausreichte, den meisten Frauen einen Schauer über den Rücken laufen zu lassen. Seine Thematik bezog sich auf Spinnen. Dieser Simon Raman sagte, dass es hier in der Wüste seltene Spinnenarten und Insekten gebe. Die Frauen, mit Ausnahme von Susanne, zeigten kein gesteigertes Interesse an seinen Erläuterungen.

„Wenn wir Glück haben“, sagte Raman, „sehen wir heute außerdem Ameisenlöwen, Sandlaufkäfer, verschiedene Wegwespen und Grabwespen, wie die Kreiselwespe.“

„Leisten diese von ihnen aufgezählten Insekten einen Beitrag im Kampf gegen den Klimawandel?“, fragte eine Frau aus der Gruppe.

„So direkt jetzt nicht“, gab Simon Raman zur Antwort, „aber sie gehören zu einem funktionierenden Ökosystem, so gesehen schon.“

„Aber wäre ein in diese Wüste gepflanzter Wald nicht besser für die Umwelt, als all diese Käfer hier?“, fragte sie weiter. „Bäume und Sträucher entwickelten sich nach dem Verlassen der Sowjetarmee doch ringsherum.“

„Nein, im Gegenteil, im Zuge einer Landschaftspflege sind Eingriffe zur Erhaltung der Wüste vorgesehen.“

„Landschaftspflege?“, fragte ein älterer Mann verdutzt. „Ich dachte, die Natur soll sich hier frei entfalten können.“

„Wir sind hier in der Wüste, und die ist erhaltenswert“, sagte Simon Raman. Er fand rasch einen Beweis, der seine Theorie bestätigen sollte. „Eine sehr seltene *Philantus triangulum*“, sagte er, „es ist eine Grabwespe, auch Bienenwolf genannt. Dieser kleine Bienenwolf ist ein Jäger, wie sein großer Namensvetter. Nur sind seine Beutetiere die Arbeiterinnen der Honigbiene, nicht die großen Waldbewohner, wie Hirsch, Reh und Schwein. Imker sehen den Bienenwolf in der Nähe ihrer Bienenvölker nicht gern. Hier in der Wüste ist dieser kleine Wolf ein gern gesehener Gast.“

Von Nistgängen und Brutzellen sprach Raman. Seine Begleiter schienen gelangweilt zu sein. Sie folgten schweigend den schweren Schritten ihres Reiseleiters. Einzig Louis lockerte den einem Beerdigungszug gleichenden Marschblock etwas auf, indem er forderte:

„Ich möchte keinen Bienenwolf sehen, sondern einen richtigen Wolf. Im Urwald gibt es Wölfe, wie im Märchen!“

Indes betätigte er sein Handy und sagte vor sich hin: „Bienenwolf, Bienenwolf“, dann rief er: „Simon, das stimmt gar nicht, was du erzählst.“

Da schaute Simon Raman den Jungen verdutzt an und fragte: „Wie kommst du denn darauf?“

„Auf meinem Handy habe ich gefunden, dass es den Bienenwolf überall in Europa und auf der ganzen Welt gibt. Der ist gar nicht so selten.“

Damit hatte er dem Profi die Show gestohlen. Simon erzählte munter weiter.

„Die Wüste ist ein Juwel inmitten der Schönblumer Heide. Wir werden sie unbedingt offen halten.“ Doch seine Gefolgschaft nahm ihm seinen Vortrag nicht mehr ab.

„Wozu die Wüste, die es vor hundert Jahren hier gar nicht gab?“, fragte einer. „Panzerarmeen haben diese Region verwüstet. Dies hier ist keine Wüste, sondern eine geschundene Landschaft. Sie wären gut beraten, sie einer natürlichen Sukzession zu überlassen. Bäume pflanzen ist eine bessere Alternative. Ihr könnt doch den hier verbliebenen Offensandfeldern keinen Zustand der Sahara-Wüste aufzwingen. Das ist unangebracht und dazu kostenintensiv. Es widerspricht ihrem Geschwafel von ‚naturnah‘ und passt nicht zu unserer sonst so bezaubernden Landschaft. Der Junge hat schon recht, wenn er sagt: Diese Insekten, die sie hier finden, haben keinen Schutzstatus. Fürs Klima wäre ein Wald an dieser Stelle tausendmal gesünder als der tote Sand. Die fünf Euro dürfen sie behalten, aber behalten sie ihre Märchen demnächst für sich! Ich habe kein Begehren danach. Wo wir schon mal dabei sind, vor hundert Jahren musste keiner Begehungsgebühren für eine Führung durch die Schönblumer Heide bezahlen. Man konnte nach Herzenslust die Natur genießen und das nicht nur in einem begrenzten Terrain für Führungen.“

„Wir sind am Ende unserer kleinen Exkursion angekommen“, sagte Raman erschrocken. Der letzte Kommentar schien ihn beunruhigt zu haben und er fragte: „Wer sind sie?“

„Sie sollten das wissen. Seinerzeit hatten sie an der Universität nicht die nötige Konzentration, meinen Vorlesungen zu folgen. Sie hatten beizeiten das Handtuch geworfen. Dass sie nichts, aber auch gar nichts aus den absolvierten Studiengängen mitnahmen, stellen sie heute unter Beweis. Lieber Herr Raman, lassen sie das hier besser.“

Der Mann ging. Ihm folgten all die anderen Exkursionsteilnehmer, mit Ausnahme von Susanne und Louis. Sie hörten das Schimpfen des sich entfernenden Professors: „Ich hatte mir eine andere Art von Exkursion vorgestellt.“

Simon Raman hielt verkrampft Susannes Hand und fragte: „Habe ich etwas falsch gemacht?“

„Nein, Simon, die Leute verstehen das nur nicht.“

„Und doch hast du etwas falsch gemacht“, sagte Louis.

„Wenn wir durch einen Wald mit Wölfen, Hirschen und Rehen gegangen wären, dann würde uns allen die Exkursion gefallen.“

Am Abend kam Stefan nach Hause. Kühl fiel das Wiedersehen mit Susanne aus. Louis nutzte die Gelegenheit, seine Erlebnisse der Woche sofort loszuwerden.

„Papa“, sagte er, „ich nahm mit Mama und Simon an einer Exkursion durch den Wüstensand teil.“

„Simon?“, fragte Stefan mit einem Hauch von Neugier. „Wer ist Simon?“

„Mamas Freund.“

„Aber Louis“, sagte die Mama strafend. „Simon ist mein Arbeitskollege, das hatte ich dir doch gesagt.“

Louis lachte verlegen in sich hinein, schaute zu Boden und fragte, kaum vernehmbar:

„Und der Kuss?“

„Louis, Erwachsene küssen sich beim Begrüßen, wenn sie freundschaftlich verbunden sind“, sagte Stefan.

„Welche Überraschungen gab es bei der Exkursion weiterhin?“

„Papa, ich habe keine Ahnung. Die meisten aus der Gruppe haben sich bald verabschiedet, weil sie sich in der Wüste gelangweilt haben und der Bienenwolf nicht mehr interessant war. Mich interessierte die Wüste auch nicht, würde lieber im Urwald herumziehen. Das war nicht möglich, Simon hatte Mama an der Hand festgehalten.“

„Mama suchte in der Wüste gewiss Halt an Simon.“

„Hm, Papa, ich habe ein Handy und weißt du, was ich darauf fand?“

„Verrätst du mir das?“

„Ja, die Wälder müssen abbrennen, damit daraus ein Urwald mit neuen Pflanzen und Tieren wird.“

„Louis, das ist ein wenig anders. Wir werden das Thema morgen besprechen. Dann erkläre ich dir alles in Ruhe. Mama bringt schon das Abendbrot auf den Tisch.“

„Nicht, dass du dich wunderst“, sagte Susanne, „wir essen ab sofort vegan.“

„Ja, ich sehe die Margarine. Es scheint, wir seien in die 1950er Jahre zurückgekehrt. Damals lautete eine Liedzeile:

„Mitschurin (ein russischer Kolchosexperte) hat festgestellt, dass die Butter Fett enthält. Um die Menschen zu gesunden, ist die Butter jetzt verschwunden“. Und was bezweckst du damit?“

„Wegen des Methans verändere ich unsere Essgewohnheiten, weil die Kühe pupsen!“, sagte Susanne.

„Aha!“, reagierte Stefan erregt. Beim Essen verstand er keinen Spaß. „Aus dem CO₂-Speicher ‚Urwald‘ willst du Sojafelder machen. Für Sojaplantagen sterben in Brasilien Regenwälder. Deine Margarine besteht zu sechzig Prozent aus Sojaöl. Sie ist ungesund, weil Glycidol in ihr enthalten ist. Das passt alles nicht zusammen. Der Regenwald muss erhalten werden, die kriminalisierten ‚Methan-Kühe‘ auch. Pass mal auf! Grasland ist einer der größten Kohlenstoffspeicher der Erde. Es kommt noch vor Wäldern und Ackerland. Ohne Kühe kein Weidegrasland, schlechtere Klimawerte – Punkt!“

„Kühe sorgen deiner Meinung nach für einen der größten Kohlenstoffspeicher der Welt? Dann könnten wir wie in alten Zeiten Butter konsumieren, ich bitte dich, Stefan. Es sind die Urwälder, aber die werden ja abgebrannt.“

„Du widersprichst dich. Die von dir angesprochenen Rekordwaldbrände gibt es in Brasilien, ich hatte es erklärt. Sie fallen den Sojabohnenfeldern zum Opfer. Nimm es mir bitte nicht übel, das hast du nur nicht begriffen. Soja wird auch zur Zubereitung von anderen veganen Lebensmitteln verwendet. Aber fast achtzig Prozent der globalen Soja-Ernte landet in Futtermitteln. Ich habe gelesen, dass auf hundert Gramm Hühnerbrust etwa 96 Gramm Soja den Tieren verabreicht werden. Auch Schweine werden innerhalb weniger Monate mit diesem Futtermittel auf über zwei Zentner gemästet.“

„Na dann guten Appetit, Stefan!“

„Das hast du wieder nicht verstanden. Du hättest recht, Susanne, wenn dieses Fleisch bei uns auf den Tisch käme. Unser Fleisch kommt aber vom eigenen Bauernhof. Im Übrigen musst du dich nicht über Brasiliens Waldbrände echauffieren. In euren Wäldern der Stiftung gibt es ebenfalls Rekordwaldbrände. Wer ist an der Zerstörung dieser Wälder interessiert? Es liegt auf der Hand, wer Urwald in Deutschland wünscht, kann nichts mit von Menschenhand angelegten Kiefernwäldern anfangen. Brandrodungen liegen da nahe.“

„Papa, ich möchte auch lieber einen Urwald haben.“

„Du möchtest jetzt Abendbrot essen. Darüber reden wir morgen“, beendete Stefan das Gespräch. Ausnahmsweise hatte Susanne keine andere Meinung. Als Louis im Bett war, sagte Stefan:

„Nebenbei bemerkt, hat sich Professor Briena bei mir gemeldet, du weißt, der Dozent von der Hochschule.“

„Jetzt ist mir klar, wer das war, der sich über unsere Wüste so aufgeregt hatte.“

„Nicht nur darüber, sondern auch über dein Benehmen mit diesem Simon Raman, wovon mir Louis ebenfalls berichtete.“

„Entschuldige bitte, der ist mein Kollege. Wir unterhielten uns, nicht mehr.“

„Begrüßt hast du ihn liebenswürdiger, als mich vorhin. Susanne, du kannst alles tun, was du möchtest, eine Bigamie dulde ich nicht. Synthetisches Essen mag ich ebenso nicht.“

Susanne verließ das Zimmer und schloss die Tür mit einem lauten Knall. Nicht nur der Rahmen hing beängstigend schief, auch der Haussegen.

Louis schlief lange nicht ein. „Wenn heute Nacht der Wald abbrennt, sind wir alle unsere Sorgen los“, grübelte er halb im Traum. „Dann werde ich so alt wie Opa. Ich nehme mir ein Feuerzeug und fahre mit dem Fahrrad in unseren Wald. Den zünde ich an und bin, bevor die Feuerwehr löscht, wieder zu Hause in meinem Bett. Hoffentlich wird sie ihn dann nicht löschen können.“

Louis schreckte aus seinen Träumen auf. Sein erster Gedanke war, dass er es tun musste, um seiner Mutter, seinem Vater und allen anderen zu helfen. Er schaute zum Fenster. Die herein scheinende Morgendämmerung gewährte ihm einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war vier Uhr. Louis stand auf und öffnete leise die Zimmertür. Die Wandlampe im Flur gab sofort ihr mattes Licht ab. Durch die Schlafzimmertür von nebenan drang das Schnarchgeräusch seines Vaters in den Flur. Das spornte Louis an, keine Minute länger zu warten.

Nach kurzer Zeit hatte er das Wohnhaus verlassen. Er verstaute ein Feuerzeug in der Tasche des Schlafanzugs, nahm sein Fahrrad aus der Garage und sauste los. Durch das Türchen im Hinterhof führte der Weg direkt in den Wald hinein. Diesen Weg kannte er im Schlaf. „Oft ist Vater mit mir in unseren Wald gefahren, um Brennholz zu holen“, sinnierte er. „Damit wird es jetzt gleich vorbei sein.“

Louis war in Berrendts Wald angekommen, warf sein Fahrrad zu Boden und entfachte im Nu ein Feuerchen. Er hatte es leicht, sein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die Hitze des Tages sorgte für trockenen Unterwuchs im Wald. Das Feuer breitete sich schnell aus, doch zunächst nur am Waldrand. Seine Armbanduhr zeigte ihm, dass er seit dem Aufstehen zehn Minuten unterwegs war. Louis fuhr, so schnell er konnte, nach Hause zurück.

Obwohl er sicher war, richtig gehandelt zu haben, plagte ihn ein schlechtes Gewissen. Niemand durfte etwas erfahren. „Nur keine Fehler machen“, dachte er, da war es schon geschehen. Die Haustür war abgeschlossen. „Ich habe von innen den Schlüssel stecken lassen.“ Louis rannte um das Haus herum, bis unter sein Zimmerfenster. Es war offen, aber viel zu hoch, um sich rein hangeln zu können. Papas Leiter fiel ihm ein. Ohne der hatte er keine Chance, in sein Zimmer zu gelangen.

In der Ferne heulte die Sirene. Er zählte die Signale. „Drei müssen es sein, wenn es brennt“, hatte ihm der Vater einmal erklärt. Von der Waldseite her leuchtete das Feuer bereits durch den aufhellenden Morgenhimmel. Louis beobachtete, wie sein Vater mit dem Auto durch das Hoftor fuhr. Die Sirene heulte zum dritten Mal auf. Er lief wieder zur Haustür, in der Hoffnung, Vater ließ sie auf – sie war verschlossen. Da hörte er durch das offene Fenster seines Zimmers seine Mutter rufen:

„Louis, aufwecken, der Wald brennt bei uns in der Nähe, wir müssen schnell von zu Hause weg. Louis, wo bist du denn?“ Louis rannte zurück zum Fenster und rief:

„Mama, ich bin draußen!“

Der Himmel war inzwischen hell erleuchtet. Die Alarmsignale der Feuerwehrautos waren aus der Ferne zunehmend lauter wahrzunehmen. Louis wartete vor der Haustür und schlotterte vor Angst am ganzen Körper, Kälte war in dieser lauen Sommernacht nicht die Ursache. Seine Mutter öffnete die Tür.

„Junge, was machst du denn hier draußen im Schlafanzug?“, fragte sie. „Komm schnell rein, anziehen und geschwind von hier weg.“

Susanne suchte für Louis passende Kleidung aus dem Schrank, während er seinen Schlafanzug auszog. Dabei fiel ihm das Feuerzeug aus der Tasche des Pyjamas.

„Louis?“

„Ja, Mama.“

„Wie kam das Feuerzeug in deine Schlafanzugtasche?“

„Mama, ich weiß es nicht.“

„Was habe ich nur angestellt?“, fragte sich Louis. Zweifel entstanden in ihm. „Wenn Mama und Papa davon erfahren, werden sie mich ausschimpfen.“

Susanne war nicht nach Schimpfen zumute, sagte nur: „Egal, jetzt haben wir keine andere Wahl, als schnell hier herauszukommen.“

„Mama, wo fahren wir jetzt hin?“

„Zu Tante Claudia, da werden wir die Nacht verbringen. Papa ist bei der Feuerwehr im Einsatz.“

„Mama, wer ist Tante Claudia?“

„Die ist eine liebe Kollegin.“

„Welche Arbeit verrichtet sie in eurer Stiftung?“

„Sie ist für die Koordination des Wildnisprogramms zuständig. Jetzt schnell ins Auto.“

Während Susanne ihr Auto steuerte, fragte Louis weiter: „Mama, wie koordiniert man die Wildnis?“

„Louis, ich habe doch jetzt andere Dinge im Kopf.“

„Ich möchte es gerne wissen.“

„Das verstehst du nicht, na gut: Unser Stiftungswald soll Wildnis werden und Wildnis entwickelt sich von selbst. Es ist dafür nur notwendig, den alten Waldbestand zu entfernen. Welcher Wald wann wegkommt, koordiniert Tante Claudia.“

„Und was bedeutet koordinieren?“

„Ach, Louis, frag doch Google. Aufeinander abstimmen heißt das. Jetzt ist aber genug.“

„Mama, ich verstehe, was Tante Claudia macht. Sie stimmt ab, wann welcher Wald wegkommt. Ich weiß auch, dass es notwendig ist, die Wälder abzubrennen, um Wildnis entstehen zu lassen. Brennt Tante Claudia selbst die Wälder ab?“

„So problemlos geht das nicht, sie stimmt logischerweise alles vorher mit dem Chef ab. Außerdem muss irgendetwas den Brand auslösen; ein Blitz könnte einschlagen oder Munition explodieren, damit der Wald in Brand gerät.“

„Tante Claudia oder der Chef wissen doch nicht, wann Gewitter ist. Wie koordinieren die das?“

„Du hast vollkommen recht, Louis. Es gibt außerdem Brandstifter, von denen das Feuer entfacht wird.“

„So wie heute, Mama.“

„Das kannst du doch gar nicht wissen.“

„Doch, Mama, ich war es.“

„Du, Louis? Ist das tatsächlich wahr?“

„Ja.“

„Erzähle das nur niemandem. Dieser Wald, der heute brennt, ist kein Stiftungswald.“

„Mama, das ist doch egal. Das Wichtigste ist, dass wir in fünfzig Jahren überall Urwald haben werden.“

„Louis, sprich bitte nicht mit anderen über dieses Thema, auch nicht mit Papa. Wir sind im Übrigen bei Tante Claudia.“

Claudia erwartete ihre Gäste vor der Haustür. Es war ein Wohnblock mit mehreren Eingängen. Louis erkannte sofort, dass diese Claudia eine liebevolle Frau war. Sie küsste seine Mutter in einer Manier, wie er es von seinem Vater lange nicht gesehen hatte. Louis streichelte sie nur über den Kopf und sagte: „Na, Großer?“, dann ging sie seiner Mutter hinterher. Die war bereits auf den schweren Betonstufen im Treppenaufgang unterwegs. Louis trottete hinterher. Als Susanne sich im Schlafzimmer entkleidete, fragte Claudia:

„Louis, möchtest du bei mir im Schlafzimmer oder lieber im Wohnzimmer auf der Couch schlafen?“

„Im Wohnzimmer auf der Couch.“

„Das machen wir so, hier hast du eine Decke, deine Mama bleibt bei mir, schlaf schön!“

Louis erwachte bald wieder. Sein Schlaf war angsterfüllt, die Ereignisse der letzten Stunden keimten in seinen Gedanken immer wieder auf. Jetzt registrierte er Geräusche, die er auch zu Hause nachts manchmal wahrnahm. Irgendein Wimmern, ja sogar Schreien ließ in ihm Panik aufkommen. Er stand auf und eilte zum Schlafzimmer, öffnete die Tür und sagte:

„Mama, du schläfst ja bei Tante Claudia im Bett, hast du auch Angst?“

„Nein, warum sollte ich denn Angst haben?“

„Ich weiß es nicht, aber irgendwer hat eben geschrien.“

„Louis, du hast sicher geträumt, komm leg dich zu uns, ein Bett ist ja frei.“

Stefan Berrendt bemerkte nach Ausbruch des Feuers seinen Pieper und las, „Feuer in Berrendts Wald“. Wenig später eilte er aus dem Haus. Dass er in diesem Moment Louis um das Wohnhaus rennen sah, beunruhigte ihn. Aber Susanne war da. Er war sich sicher, dass sie sich um ihn kümmern würde. Jetzt wollte er so schnell wie möglich zum Einsatzort fahren.

Nur kurze Zeit nach Auslösen der Sirene war er am Feuerwehrdepot eingetroffen. Es war Wochenende, da waren die meisten Aktiven zu Hause. Das erste Löschfahrzeug rückte raus. Jeder wusste während des Einsatzes, was zu tun war und relativ schnell war der Brand unter Kontrolle.

Stefan kam pünktlich zu Mittag nach Hause zurück. Er fühlte sich völlig ausgelaugt, hatte ja noch nichts gegessen und außer Wasser auch nichts getrunken.

„Hast du etwas zu Mittag vorbereitet?“, fragte er Susanne.

„Ja, es gibt Tofu mit Sojasoße und Sojamilch-Pudding.“

„Ist das dein Ernst?“

„Ja, warum nicht? Ich musste mich mit Louis in der Nacht vor dem Feuer in Sicherheit bringen. Bei Claudia sind wir untergekommen. Jetzt hatte ich nicht die Zeit, einen Sonntagsbraten zuzubereiten. Außerdem kommt in meiner Küche kein Rind- und Schweinefleisch mehr auf den Tisch. Erstens ist die Tierzucht eine Form der Tierquälerei und zweitens schadet sie der Umwelt.“

„Diese Theorie ist eine Vermutung, die von dir und deinen Geistesverwandten vertreten wird. Ich erzählte dir, woraus Tofu hergestellt wird, und zwar aus Soja-Bohnen. Das Schlimmste für uns aber ist, dass du Louis in seiner Lebensorientierung falsch beeinflusst. Du lenkst ihn bewusst in eine gefährliche Richtung.“

Louis saß die gesamte Zeit mit gesenktem Kopf am Küchentisch. Als Stefan sagte: „Louis, wir beabsichtigten, uns heute über Feuer im Wald zu unterhalten“, fing Louis an zu weinen und lief hinaus. „Und du, Susanne“, sagte Stefan, „denke bitte nach, weshalb Louis letzte Nacht draußen herumirrte. Überlege dir, ob du deinen Weg so weiter beschreiten möchtest. Ich werde zum Gerätehaus fahren und dort Bockwurst und Brötchen essen. Am liebsten würde ich mich im Anschluss daran beteiligen, den Kasten Bier zu leeren. Wenn ich wieder komme, möchte ich wissen, woran ich bin.“

Stefan kehrte am Nachmittag nach Hause zurück und fand auf dem Tisch einen Zettel. Darauf stand: „Wohne vorübergehend mit Louis bei Klaus.“ Er stieg sofort wieder in sein Auto und fuhr zu Kuhsewicht. Dort traf er nicht nur Susanne an, sondern auch Simon Raman. Dieser Raman ließ Stefan gar nicht erst zu Wort kommen, sondern sagte sofort:

„Susanne und Louis kommen zu mir. Susanne wird sich scheiden lassen.“

„Okay“, sagte Stefan, „wenn Susanne das so wünscht, habe ich nichts dagegen. Und Louis, möchtest du bei Mama oder Papa bleiben?“

„Bei Mama“, sagte er. Damit hatte Stefan gerechnet, denn er war mit dem Jungen nur selten zusammen. Am darauffolgenden Wochenende stand Susanne mit Louis vor der Tür.

„Papa, ich möchte doch bei dir bleiben“, sagte Louis und Susanne ergänzte:

„Kurze Zeit, nachdem du vorige Woche weggefahren warst, hatte er seine Meinung schon revidiert.“

Stefan war mit der Entscheidung seines Sohnes glücklich. Das bedeutete aber für ihn, dass er eine Arbeit in der Nähe von Hexhütten suchen musste. Und er wollte schnell wieder eine Frau finden, die für Louis eine gute Mutter sein würde.

Es hatte alles funktioniert. Susanne war vollends aus dem Haus gezogen. Stefan ging davon aus, dass sie mit Simon Raman ein Paar wäre. Er hatte sich scheiden lassen und fand bald die gewünschte Frau nach seinem Geschmack. Im Umweltamt fand er ganz in der Nähe seinen neuen Job.

3

Sechs Monate später. Vor der Kneipentür in Hexhütten herrschte Gedränge. Jeder war bestrebt, einen günstigen Platz im Saal zu erhalten, doch der Einlassdienst ließ ein vorzeitiges Betreten der Gaststätte nicht zu. Diese Informationsveranstaltung, in der die Zukunft der Schönblumer Heide Thema war, hatte reges Interesse bei den Menschen dieser Gegend geweckt.

Jemand tippte Stefan Berrendt auf die Schulter. Er drehte sich um.

„Kuhsewicht?“, fragte Stefan ungläubig.

Der Förster wurde von einer jungen Frau begleitet. Sie kam Stefan vor wie ein Dämon in der Gestalt einer bezaubernden Weibsperson, passte überhaupt nicht zu Kuhsewicht. Oder doch? Sie war eine große, schlanke Frau mit dunklen, durchdringenden Augen, langem, schwarzgelocktem Haar und sonnengebräunter Haut. Ihre Gesichtszüge waren von einer gewissen Raffinesse geprägt. Stefan war fasziniert von ihr und fragte sich, wie Kuhsewicht an eine so bezaubernde Frau gekommen war.

Dieser Kuhsewicht benahm sich immer wie der große Zampano und schreckte vor nichts und niemandem zurück. Hatte er sie damit verzaubert? Stefan war es ein Rätsel. Aber er wusste, wie er mit Kuhsewicht umzugehen hatte, er versuchte sofort, die Oberhand zu gewinnen. „Kuhsewicht, was treibt dich als Berliner zu dieser Veranstaltung, in der es um die Schönblumer Heide geht?“, fragte er.

„Das gleiche, wie dich, Berrendt. Wo hast du denn deine Frau gelassen? Ich habe meine mitgebracht.“

„Das wird der Liebe Gott nicht wollen!“, reagierte Kuhsewichts Begleitung und grünte Stefan an. Mit 1,98 Metern Größe und seinem Rauschebart traf er offenbar genau ihren Geschmack. Kuhsewicht hingegen machte seinem Namen überhaupt keine Ehre. Obwohl er stets betonte, dass er seinem Namen nach ein kleiner Mann mit ansprechendem Äußeren sei, blieb er für Stefan immer ein charakterloser armer Wicht. Scheinbar sah es dessen Begleitung nicht anders, denn sein Erscheinungsbild hatte nichts von einem Supermann. Sein loses Mundwerk, mit dem er versuchte, sich zu profilieren, half ihm da nicht weiter.

„Die ist nicht deine Kragenweite“, schlug Stefan in die Bresche der Frau ein. „Und du weißt doch, dass ich mich von deiner Schwester getrennt habe.“

„Logisch, ich meinte deine Neue. Wärest du mal bei meiner Schwester geblieben.“

„Weil sie deinen Charakter hat? Nee! Ich werde die Scheidung niemals bereuen.“

Die Tür der Gaststätte öffnete sich. Mit langen Schritten versuchte Stefan einen Platz in den ersten Stuhlreihen zu ergattern. Die zweite Reihe war dann für ihn ein Glücksfall.

„Das hat mal funktioniert“, sagte eine Frauenstimme neben ihm. „Den Rest bekommen wir ebenso hin – oder?“

Stefan sah nach links und erkannte auf seinem Nachbarstuhl Kuhsewichts Begleitung von vorhin. „Sie hat ihn doch abgeschüttelt“, vermutete er. „Aber schnell war sie. Was bezweckt sie, was will sie hinbekommen?“ Da reichte sie ihm schon die Hand und sagte:

„Claudia.“

„Sie haben sicher außerdem einen Familiennamen“, antwortete Stefan. Er fand diese Frau zwar bezaubernd, aber aufdringlich.

„Kennst du die Hägeminster nicht?“, fragte einer vom Stuhl neben dieser Claudia. Stefan schaute nochmals nach links, genau in Kuhsewichts Gesicht, dann sagte er:

„Nein“. Am liebsten würde er diesem Kuhsewicht zurufen: „Wenn ich das anstrebe, kenne ich sie bald besser als du. Aber ich habe Gela, die werde ich keinesfalls eintauschen.“

Und diese Claudia Hägeminster ließ nicht locker und baggerte weiter.

„Ihren Familiennamen kenne ich schon, den erwähnte Klaus öfter, und ihr Vorname?“ Stefan würde ihn gerne nennen, eine gewisse Abstinenz hielt er indes für angebrachter.

„Liebe junge Frau“, begann er seine Antwort und überlegte dabei, wie er sich ihr gegenüber überhaupt verhalten sollte. „Wenn Sie heute aufmerksam zuhören, werden Sie meinen Namen sicherlich mitbekommen. Er wird für Sie jedoch wahrscheinlich uninteressant bleiben.“ Im Stillen dachte Stefan: „Wow, das ist eine großartige Frau und sie scheint an mir interessiert zu sein.“

Vorn am Rednerpult klopfte jemand an sein Wasserglas. Im Saal kehrte Ruhe ein, er stellte sich vor. Verantwortlicher für Umweltan gelegenheiten des Landes sei er. Stefan kannte ihn, dieser Mann war sein Vorgesetzter. Und er ahnte, dass von ihm nichts Positives

für die Leute der Gegend zu erwarten war. Dieser Mann kündigte an, eine gemeinsame Idee für die Nachnutzung des ehemaligen Truppenübungsplatzes Schönblum entwickeln zu wollen.

„Ich hätte meine vier Hektar Wald gern wieder zurück“, rief einer in den Saal. „Den musste ich vor der Wende für einen Appel und ein Ei den Russen als Übungsgelände zur Verfügung stellen.“

„Beim Kauf von Wald geht es um größere Flächen“, antwortete der Regierungsvertreter. „Kleine Parzellen können wir nicht berücksichtigen. Rund 25.000 ha sind nach 40 Jahren militärischer Nutzung durch die Sowjetarmee wieder frei für die zivile Nutzung. Ein Verkauf von Waldflächen an Privateigentümer, an das Bündnis Natur, die Stiftung ‚Wüste Wildnis‘ sowie die Übertragung des überwiegenden Flächenanteils an das Land wurde bisher vollzogen.“

„Also ist doch alles schon aufgeteilt!“, rief der Mann mit den vier Hektar erbost in den Saal. „Was wollen wir denn überhaupt hier?“

Stefan Berrendt kochte vor Wut, meldete sich zu Wort. Aber er bekam es nicht. Der Regierungsbeamte übergab einem Dr. Winzling das Wort. Ein schwächlicher, älterer Mann bewegte sich zum Rednerpult. „Winzling“, sagte er, machte eine kurze Kunstpause und freute sich augenscheinlich, dass ein paar Zuhörer lachten. Einer rief in den Saal:

„So siehst du auch aus.“

Das störte diesen Winzling nicht im Geringsten, und er ergänzte sofort unüberhörbar:

„Doktor Winzling.“ Dabei blickte er in alle Richtungen des Saales, nickte den Anwesenden zu und grientete. Er verhielt sich, wie ein alter Bekannter, nicht wie irgendeine beliebige Person. Hier im Saal schien ihn kaum einer zu kennen, außer Claudia Hägeminster. Die winkte zum Rednerpult und rief:

„Hallo Winzi!“

Er hob lässig seine Hand und grüßte zurück:

„Hey Claudi!“

Dann entschuldigte er sich, sagte: „Ich kenne mich mit der Kollegin Hägeminster gut, aber ebenso herzlich begrüße ich euch alle. Winzling ist mein Name, wie ihr sicher mitbekommen habt, Klaus-Dieter Winzling. Ich komme aus unserer Hauptstadt, bin insofern Landsmann von euch. Wir haben mit unserer geschundenen Gegend Großes vor, liebe Freundinnen und Freunde. Dafür ist es unverzichtbar, Problemfelder zu beseitigen. Seit dem Beginn der Industrialisierung in Mitteleuropa sind natürliche, dynamische Prozesse systematisch aus der Landschaft verdrängt worden.“

„Durch die Russen!“, rief einer in den Saal.

„Nein“, sagte Winzling, „die Russen haben keine Schuld, im Gegenteil, die haben dafür gesorgt, dass niemand diese bezaubernde Schönblumer Heide betritt. Der Krebschaden liegt weiter zurück. Die Waldökosysteme unterliegen kaum noch einer natürlichen Entwicklungsdynamik. Aus diesem Grunde ist die Schaffung von Schutzgebieten für bedrohte Tiere, Pflanzen und Mikroorganismen unerlässlich. Nur dort finden sie wichtige Lebens- und Rückzugsräume.“

„Das ist ja nicht auszuhalten, was der Winzling erzählt“, sagte Stefan Berrendt in den Saal.

Winzling störte dieser Einwurf nicht, er erzählte weiter:

„Es ist notwendig, gesunde Wälder, Moore und Auen zu schaffen, um die Konzentration von Kohlendioxid in der Atmosphäre dauerhaft zu reduzieren. Deshalb, liebe Freundinnen und Freunde heißt unser Zauberwort Wildnis oder im gleichen Sinne Urwald, wie ihr es gerne habt. Wir brauchen einen Wald, der frei von menschlichen Einflüssen ist.“

Dr. Winzling sprach eine weitere halbe Stunde lang über Sekundärsukzessionen und Feuerökologie. Er warf Begriffe aus der Botanik in den Raum, die die Zuhörer langweilten. Am Ende bat er um die Meinung der übrigen Anwesenden zur Zukunft der Schönblumer Heide. Stefan meldete sich wieder zu Wort. Jetzt bekam er es, durfte seinen Frust loswerden.

„Herr Doktor Winzling, wir kennen uns“, begann er. „Nach der Wiedervereinigung verlagerten sie ihr Betätigungsfeld in den Osten, um hier ihre Idee von Wildnis umzusetzen. Böse Zungen behaupten, um die Buschzulage einzustreichen. Im Übrigen sind sie kein Landsmann von uns, wie sie soeben behaupteten. Sie beabsichtigen hier auszuprobieren, was es bei uns niemals gegeben hat und womit sie im Westen auf Granit stoßen. Der Mensch lebte seit Menschengedenken mit der Natur im Einklang. Ich werde ihnen unsere Vorstellungen von der Zukunft der Schönblumer Heide darlegen. Sie soll den Menschen der Erholung und Entspannung dienen. Im Rahmen von Pflegemaßnahmen wird dafür die Entnahme von Holz erforderlich sein. Viel mehr ist das aber nicht und es kostet keine zig Millionen, wie ihr Projekt. Gegen Wildnis ist nichts einzuwenden, aber nur dort, wo sie von Natur aus existiert. Herr Dok-

tor Winzling, ihre Idee vom wilden Osten können sie vergessen. Wir machen da nicht mit. Wir brauchen keinen Urwald im relativ kleinen Deutschland, schon gar nicht in der Schönblumer Heide.“

Mit ihrem Beifall bekundeten die Gäste der Veranstaltung ihre Zustimmung, nicht so Stefans Chef.

„Herr Berrendt“, sagte er, „ich empfehle ihnen dringend, sich schnellstmöglich mit unserem Masterplan vertraut zu machen. Sie brachten etwas durcheinander, darüber müssen wir reden.“

„Chef, ihre Strategie ist mir längst vertraut. Sie gilt es abzuwenden, denn sie schadet der Umwelt. Und das sollten sie unbedingt beachten, sie entspricht nicht dem Willen der Leute hier im Saal und darüber hinaus. Natürliche Prozesse beruhen niemals auf Arrangements von menschlichen Entscheidungen, denn es gibt keinen von Menschen erschaffenen Urwald.“

„Herr Berrendt, ich erwarte sie am Montag in meinem Büro. Ich bitte Frau Hägeminster um ihren Beitrag. Sie wird die Aussagen ihres Vorredners richtigstellen.“

Die Hägeminster erhob sich von ihrem Sitzplatz, stolzierte zum Rednerpult und machte auf die Munitionsbelastung in der Schönblumer Heide aufmerksam. Sie sagte, die Räumung würde eine hohe finanzielle Belastung bedeuten. Die Stiftung „Wüste Wildnis“ verfolge die einzig sinnvolle Nutzung. Sie ignorierte dagegen den Wunsch des Versammlungsleiters. Als sie sich zum Platz begab, zwinkerte sie ihrem Vorredner zu. Ein weiterer Redner aus der Region widersprach der Hägeminster:

„Wir aus den Anrainerorten um die Schönblumer Heide haben die Stiftung oder Ähnliches nicht gewollt“, sagte er. „Uns hat niemand dazu befragt. Trotzdem hat sie sich sicher auf Geheiß des Landes etabliert. Das ist eine Diktatur pur, die Erinnerungen wachruft. Die investierten Millionen dafür sollten besser für die Beräumung der Munition ausgegeben werden. Eine vernünftige forstwirtschaftliche Betreuung ist in der Schönblumer Heide ausreichend. Wir möchten die Heide betreten dürfen, um Pilze und Beeren zu sammeln, wie unsere Großeltern es taten. Und noch eins, wir wollen selbst über unsere Gegend bestimmen, sind dabei auf keine Bevormundung anderer angewiesen.“

Die Situation eskalierte zusehends. Dem Veranstaltungsleiter glitt das Ruder aus der Hand. Außer Dr. Winzling, Simon Raman, der sich zur Wüste äußerte, und die Hägeminster, befürwortete niemand sein Ansinnen. Er klopfte am Ende wieder an sein Wasserglas und verkündete den nächsten Termin für die Debatte. Dann winkte er Stefan Berrendt noch einmal zu sich.

„Herr Berrendt“, sagte er, „noch ein Beitrag in dem Stil und sie können ihren Hut nehmen!“

„Chef, ich habe nur die Meinung der Leute hier geäußert“, sagte Stefan und ließ seinen Vorgesetzten stehen.

So geräuschvoll wie beim Einlass ging es auch beim Auslass zu. Kuhsewicht und die Hägeminster klebten wieder wie die Kletten an Berrendt.

„Bist du mit dem Ergebnis zufrieden, Berrendt?“, fragte Kuhsewicht.

„Ja, ich denke, alle wollten das Gleiche.“

„Außer mir“, sagte die Hägeminster.

Berrendt lachte.

„Die drei gekauften Stimmen werden wir verknusen können. Für Naturschutz sind wir alle. Ich habe während des Studiums aber nichts von Urwald in normalen Wäldern gehört. Ich glaube auch nicht, dass unsere Professoren plötzlich eine andere Meinung zum Wald haben.“

„Ach, du bist und bleibst ein Trottel“, sagte Kuhsewicht. „Wir leben in einer neuen Zeit und wenn du dich nicht an die Gegebenheiten anpasst, wirst du nicht weit kommen. Revierförster bist du nicht geworden und warum, weil du gegen den Strom geschwommen bist.“

„Jetzt hör mir mal schön zu, Kuhsewicht. Ich möchte ja nicht protzen, aber im Moment würde ich meinen Job gegen deinen nicht eintauschen. Einen Menschen ohne Rückgrat finde ich im Übrigen inakzeptabel – nimm es mir nicht übel – und ätzend.“

Damit schien er Kuhsewichts großes Maul gestopft zu haben, denn der fand darauf keine Antwort. Stefan Berrendts neue Arbeitsstelle war ihm unbekannt.

„Herr Berrendt, wir müssen uns deshalb nicht streiten“, sagte die Hägeminster. „Übrigens habe ich demnächst eine Überraschung für Sie, wir sehen uns bald wieder. Tschüss.“

„Ich kann mich nicht erinnern, bei ihnen als Reflektant in Erscheinung getreten zu sein, weder als Bewerber, noch habe ich ihnen etwas angeboten.“

Die Hägeminster antwortete nicht und grinste Stefan nur an. Er wandte sich ab und stapfte zu seinem Auto. Aus ihrem Gesichtsausdruck konnte er lesen, dass sie dachte: „Es wird sicher bald etwas mit uns beiden passieren.“

Diese Claudia hatte ihm den Kopf verdreht. „Ein kleines Abenteuer mit ihr würde ich nicht verschmähen“, legte er sich fest und ärgerte sich gleichzeitig: „Wie konnte ich nur so unhöflich zu ihr sein und sie so schroff abweisen?“ Dann wirrte Gela, seine neue Bekanntschaft, in seinem Kopf herum. Sie war zwar sein Typ, doch der Funke sprang nicht über, wie bei der Hägeminster.

4

Die Informationsveranstaltung war lange vorbei. Stefan gingen Claudias Abschiedsworte nicht aus dem Kopf. „Was für eine Überraschung meinte sie beim Abschied? Mir scheint, das war nur leeres Geschwätz, was sie da von sich gab.“ Tage später meldete sich eine Frauenstimme am Telefon.

„Rate mal, wer dran ist!“

„Claudia?“, fragte Stefan erwartungsvoll.

„Nein, Stefan, ich bin es, Susanne.“

Stefan verschlug es im Moment die Sprache. Mit allem hatte er gerechnet, etwa dass die Hägeminster anruft, aber Susanne?

„Wie kommst du darauf, mich anzurufen?“

„Ich lade dich zu meinem Geburtstag ein“, sagte sie und nannte ihm ihre Adresse. „Warum sollten wir meinen Geburtstag nicht gemeinsam feiern? Oder hast du wieder eine Neue?“

„Ja, das macht aber nichts - okay, ich komme.“

Stefan kaufte eine rote Rose im Blumenladen. Er hatte sich eine mit stachligem, langem Stiel und Distelblattwerk ausgesucht. Dann stand er vor der fremden Tür. Ein Frauengespräch drang hindurch. Er war überrascht, als die Tür sich öffnete. Susanne und Claudia Hägeminster standen ihm gegenüber. Einen Moment lang war er sprachlos, hatte sich aber schnell gefangen und gratulierte Susanne. Dieser Gratulation fügte er hinzu:

„Hätte ich deine Gästeliste gekannt, gäbe es eine zweite stachlige Rose.“

„Stefan, du lügst!“, sagte Susanne. „Diese Rose wäre nicht so stachlig. Ich habe aber kein Problem damit.“

„Ehrlich nicht, Susanne? Weißt du was, mir scheint, dass die Idee der Einladung nicht von dir stammt. Das ist mir freilich egal.“

„Stefan? Lügst du schon wieder?“

„Nein, ganz bestimmt nicht, Susanne. Bleiben wir zu dritt, oder?“

Das ist doch ausreichend, denke ich“, antwortete die Hägeminster und grinste. Und dann reichte sie Stefan die Hand, wie damals in der Gaststätte, und sagte mit einem Augenzwinkern:

„Claudia.“

Stefan nahm die ausgestreckte Hand. Auch er nannte seinen Namen und lächelte die Grande Dame an. Alles lief wie in einem Film ab, und er hatte keine Möglichkeit, sein Handeln zu beeinflussen. Claudias Raffinesse hatte Stefan schon bei der ersten Begegnung an ihrem Gesichtsausdruck erkannt. Trotzdem fand er ihr ganzes Verhalten, selbst das anzügliche Lächeln, das sie wieder aufsetzte, unwiderstehlich. Diese Art von Überraschung brachte ihn fast um den Verstand, erschien ihm äußerst abenteuerlich. Sie hatte das Wiedersehen arrangiert, sie wusste genau, dass es sofort wieder funken würde. Aber was sollte das? Susanne war da, sie hatte eingeladen. Dennoch fühlte sich Stefan wie der Hahn im Korb unter den Damen. Schnell bemerkte er, dass Susanne ihre Wohnung mit Claudia teilte.

Die Party verlief wie jede andere - essen, trinken, unterhalten. Mit Simon war es nur ein Flirt, erfuhr Stefan nebenbei. Dass Susanne und Claudia Kolleginnen waren, auch. Dass sie sich auch privat mochten, konnte er selbst feststellen. Sie ließen die Hände nicht voneinander. „Was will diese Claudia eigentlich von mir?“, fragte sich Stefan. „Sie ist lesbisch, keine Frage. Und warum hat Susanne mich eingeladen? Sie ist es auch. Außerdem hatten wir unsere Beziehung beendet. Gemeinsam funktionierte doch nichts mehr, außer das eine. Warum bin ich überhaupt hierhergekommen? Ich verabschiede mich am besten wieder.“

„Alles in Ordnung, Stefan?“, fragte Susanne. „Du bist ja auf einmal so still.“

Claudia zwinkerte erneut Stefan zu und er sagte:

„Alles gut.“

Die beiden Frauen hatten ein Mixgetränk vorbereitet, das sie „Sex on the Beach“ nannten.

„Das ist ein Cranberry-Nektar-Mix“, sagte Claudia.

Stefan kostete. Er hatte sich sofort verschluckt und sagte mit angekratzter Stimme:

„Mann oh Mann, der schmeckt vortrefflich. Da ist gewiss mehr, als nur Heidelbeere drin. Hm - man kann ihn aber pur trinken.“

„Ja, ein bisschen Wodka und Pfirsichlikör sind außerdem drin“, klärte Susanne auf. Dabei kicherten die beiden Frauen. Es schien, sie hätten beim Mixen schon von ihrem Wundergetränk genascht.

Viele Toaste folgten, auf den Geburtstag, das Wiedersehen und auf andere Gründe, die sie nicht verrieten, wurde angestoßen. Stefan bemerkte erst, als die Wirkung sich einstellte, auf was er sich eingelassen hatte. Da war es schon zu spät. Ein weiterer „Sex on the Beach“ löste alle Hemmungen. Claudia ritt auf Stefan, Susanne saß auf seinem Gesicht. Nebenbei beschäftigten sich beide Frauen miteinander. Bald zog es Stefan vor, sich von den beiden Grazien mit Küssen und anderen Liebkosungen verwöhnen zu lassen. Er freute sich ekstatisch und ließ sich bald wieder hemmungslos in die Sex-Party hineinziehen.

Am Morgen wachte Stefan auf der Couch zwischen den beiden Frauen auf. Sie schliefen noch völlig groggy. Stefan brummte der Kopf. Trotzdem versuchte er, einen klaren Gedanken zu fassen. „Was ist eigentlich passiert?“, fragte er sich. „Von der einen war ich schon lange geschieden. Trotzdem bin ich hingefahren. Es war ja eine Geburtstagsfeier. Bei der anderen hatte ich ein Abenteuer nicht ausgeschlossen. Aber eines dieser Art und gleich ein flotter Dreier, damit hatte ich nicht gerechnet. Das war gar nicht so schlecht, nur darf niemand davon erfahren, Gela schon gar nicht.“

Stefan verabschiedete sich von seinen Gedanken. Dann weckte er seine Beischläferinnen und verabschiedete sich auch von ihnen. Als hätten sich beide abgestimmt, legten sie ihren Zeigefinger auf die Lippen.

„Nur schnell weg von hier“, beschloss Stefan für sich und war im Begriff, den Ort des Geschehens zu verlassen. Da schoss Claudia wie eine Raubkatze blitzschnell von der Couch hoch. Augenblicklich hing sie an seinem Hals und hatte mit ihren Lippen seine Ohren anvisiert.

„Ich würde dich gern wiedersehen, Stefan“, flüsterte sie hinein. Es war eine Botschaft, die nur für ihn vorgesehen war.

„Dazu gehören aber zwei, meine Liebe“, sagte Stefan unmissverständlich. „Wir wollen diese Nacht lieber aus unserem Gedächtnis streichen, alle drei.“

Er löste sich fast gewaltsam von Claudia, und verließ die Wohnung. Die beiden Frauen sahen ihm wehmütig nach.

5

Claudia geisterte selbst nachts in Stefans Träumen herum und ließ ihm keine Ruhe. Das blieb Gela nicht verborgen, obwohl er es ihr nicht direkt sagte. An einem Sonnabendmorgen, als sie gemeinsam am Frühstückstisch saßen, sprach sie ihn behutsam an:

„Dich belastet doch etwas, das merke ich an deinem Verhalten. Du bist so still in letzter Zeit. Hab ich Schuld daran, oder was hast du?“

„Vermutlich, denn ich habe in der Nacht kaum ein Auge zugemacht und konnte nicht richtig schlafen. Weißt du was, Gela, ich würde dich gern heiraten, und zwar so bald wie möglich. Dieses Thema hat mich die ganze Nacht wachgehalten und in meinem Kopf umhergespukt.“

Dass Claudia es war, die ihm in Wahrheit schlaflose Nächte bereitete, hatte Stefan jedoch absichtlich verschwiegen. Ihm war zwar bewusst, dass sie keine echte Option war, sondern eher ein Buch mit sieben Siegeln, das er niemals würde entschlüsseln können. Aber sie rief in ihm etwas hervor, dessen Begriff er schon lange aus seinem Vokabular gestrichen hatte – Liebeskummer. Es war ein Gefühl, das nicht in sein Konzept von Kontrolle und Vernunft passte, und er war fest entschlossen, diese Claudia so schnell wie möglich aus seinem Gedächtnis zu streichen. Schon allein wegen Louis musste es geschehen, denn Gela kümmerte sich aufopferungsvoll um ihn. „Diese Gela ist eine Frau, die fast alles mitbringt, was ich mir von einer Partnerin wünsche, aber eben nur fast“, dachte er bewusst und versuchte sich selbst zu überzeugen.

„Stefan, ich hab dich ins Herz geschlossen“, sagte Gela dann, „Es fällt mir aber noch schwer, dich wirklich ehrlich, von ganzem Herzen zu lieben. Ich benötige dafür einfach meine Zeit und hoffe, du verstehst mich.“

„Gela, mir liegt sehr viel daran, mit dir für immer zusammen zu bleiben“, drängelte Stefan mit Nachdruck und Ernsthaftigkeit weiter. „Das ist nur möglich, wenn wir bald heiraten. Ich verspreche dir, ich werde dir dann alles erklären, was dich vielleicht beschäftigt oder worüber du nachdenkst.“

Dass es Claudia war, die ihn zu dieser plötzlich aufkommenden Hochzeitsidee bewegte, dass er Angst vor einer festen Bindung mit ihr hatte und diese Verbindung nicht zulassen wollte, verschwieg er bewusst. Sein Ansinnen war es, mit der Hochzeit das Problem zu lösen und endlich Klarheit zu schaffen.

„Gut, Stefan, wenn du dir das schon in den Kopf gesetzt hast, möchte ich dir vorher noch etwas Wichtiges erklären:

„Mein erster Mann kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben.“

Stefan sah Gela tief in die Augen und bemerkte, wie schwer ihr diese Worte fielen, wie sehr sie mit der Situation zu kämpfen hatte.

„Ich war noch so jung und spürte bald wieder den Wunsch nach einem neuen Partner an meiner Seite. Mit dir, Stefan, habe ich den Mann gefunden, den ich wirklich lieben könnte. Nur wünsche ich mir zunächst keine intimen Beziehungen, denn im Moment bin ich dazu einfach nicht in der Lage. Wenn ich wieder mit mir und meiner Vergangenheit im Reinen bin, werde ich es dir sagen. Dieser Verkehrsunfall verfolgt mich noch immer, und ich brauche einfach etwas Zeit, um ihn zu verarbeiten. Ich bin sicher, dass mir die Ehe mit dir guttun wird.“

Stefan hatte Gela, nachdem sie ihm ihre Geschichte erzählt hatte, bald geheiratet. Er war von der festen Überzeugung, dass ihr Problem kein Dauerzustand sein würde und dass sie gemeinsam alles schaffen konnten. Er hatte Gela lieb gewonnen, genauso, wie sie war. Ihre Treue, ihre Zuverlässigkeit und die Harmonie, die sie miteinander teilten, waren für ihn ausschlaggebend. Im Gegensatz zu Susanne, die nur wenig Verständnis für ihn gezeigt hatte, gewährte Gela Stefan die Freiheit, die er brauchte. Kam Stefan nach einem harten Arbeitstag erschöpft nach Hause, baute Gela ihn mit ihrem Esprit und ihrer positiven Art immer wieder auf. Sie schaffte es, ihm Mut zu machen. Gela war das genaue Gegenteil von Susanne. Sie stammte vom Land und war bodenständig. Susanne wirkte oft oberflächlich, wie eine Modepuppe ohne Tiefe. Gela hingegen würde jeden Schönheitswettbewerb in ihrer Kategorie gewinnen, sie war bezaubernd auf eine ganz natürliche Weise, aber völlig anders als Susanne. Gela war größer als Susanne, aber mit einem Meter siebzig immer noch fast dreißig Zentimeter kleiner als Stefan. Ihre tiefschwarzen Haare, die sie kurz trug, die dunklen, geheimnisvollen Augen und der leicht gebräunte Teint wirkten vital und sorgten für eine natürliche Eleganz. Ihr Gesicht strahlte Vertrauen und Wärme aus. Kurzum, sie hatte alles, was Männer an Frauen lieben und bewundern. Auf den fehlenden i-Punkt wollte Stefan in der gegebenen Situation vorübergehend verzichten. Er wusste, dass nie alles perfekt sein kann, aber er war bereit, es mit ihr gemeinsam zu versuchen.

6

Es kam, wie es kommen musste, eines Tages meldete sich unverkennbar die Hägeminster.

„Ich bin's, Stefan.“, sagte sie.

„Moment“, antwortete Stefan ins Handy. Ins Festnetztelefon sagte er, „Gela, ich leg mal auf, melde mich gleich nochmal bei dir. Da wartet jemand auf dem Handy.“

Er war nervös und aufgeregt. Seine Gedanken waren sofort bei der Geburtstagsparty. Sie lag einige Wochen zurück, aber ihm war, als wäre es erst gestern. Seit diesem Tag lebte er in sexueller Abstinenz. Er hatte sich daran gewöhnt und hegte kaum Bedürfnisse. Es bot sich kein Anlass dafür und er verschwendete keinen Gedanken daran. Jetzt nahm er das Handy zur Hand und fragte zögerlich:

„Claudia, du?“

„Ja, Stefan. Du sagtest, dass zum Wiedersehen zwei gehören. Ich bin jetzt alleine und würde dich gerne wiedersehen.“

„Hatte ich das ehrlich zum Ausdruck gebracht, Claudia? Das ist doch schon so lange her, wollen wir das nicht vergessen?“

„Dazu gehören zwei, meine Liebe“, hattest du gesagt. Das vergesse ich nicht.

„Ich bin verheiratet, Claudia.“

„Ich bin im Bilde, mit Gela, wie romantisch – na und?“

„Wohnst du gegenwärtig bei Susanne?“

„Ja, sie ist aber nicht zu Hause und hat keine Kenntnis von meinem Anruf.“

„Okay, Claudia, bin gleich da.“

Claudia öffnete die Tür einen Spaltbreit. Sie trug einen schwarzen Netz-Body. Im Nacken war er gebunden und hatte am Rücken einen Hakenverschluss. Die Zierketten an der Seite, sowie das gesamte Kleidungsstück, trugen zur Verhüllung des Körpers nicht wesentlich bei. Einzig die Pumps überdeckten die ihnen zugeordneten Körperteile. Stefan fand Claudias Outfit reizvoll. Es dauerte nicht lange, da hatten sich beide auf dem schon vertrauten Liegemöbel vereinigt. Sie verstand es, ihn sofort herauszufordern, und er litt unter Erwartungsdruck. Die leidenschaftliche Liebeszeremonie fand dennoch schnell ihr Ende. Stefan hatte bald Gela im Sinn und Claudia schien nicht mehr bei der Sache zu sein. Als sie eine gewisse Zeit schweigend nebeneinanderlagen, richtete sich Claudia auf und legte sich auf Stefan. Mit ihren Lippen berührte sie ihn so zärtlich, wie es nur möglich war. Stefan fragte sich: „Sind diese Gefühle echt oder ist das alles nur Routine?“ Sie berührten sich mit den Nasenspitzen, ihre Münder trafen sich, da bewegten sich ihre Lippen, hauchten:

„Ich hab dich lieb.“

„Das gestatte ich dir nicht“, sagte Stefan, versuchte, seine Gefühle nicht zu verraten.

„Und dennoch liebe ich dich, daran wird sich nichts mehr ändern“, hauchte sie zurück. „Wenn wir für immer zusammen sind, werde ich übrigens mit Susa Schluss machen. Bis dahin werde und kann ich keinen anderen Mann lieben. Für dich würde ich sogar meine Arbeit aufgeben.“

„Beschäftigst du dich mit dem Gleichen, wie Susanne?“

„Nein. Susa befasst sich mehr mit der Entwicklung der Flora und Fauna, ich gebe mich mit dem Gegenteil ab.“

„Und was ist das?“

„Das sage ich dir, wenn wir für immer zusammen sind. Dann werde ich diesen Job an den Nagel gehängt haben.“

„Claudia, ich bin verheiratet, das schlag dir aus dem Kopf.“

„Soll ich mit Gela darüber reden?“

„Bist du verrückt? Das lässt du gefälligst bleiben, sonst sahen wir uns heute das letzte Mal.“

„Okay, und mit meiner Arbeit hast du kein Problem?“

„Womit du dein Geld verdienst, ist mir egal.“

„Das glaube ich nicht, du hast mich sicher eben nicht verstanden, überlege mal.“

Stefan überlegte, aber nicht darüber. Er rief sich das erste Treffen mit dieser Claudia ins Gedächtnis zurück. Da war er von ihr schon angetan. Diese gewisse Raffinesse hatte er ihren Gesichtszügen damals auch angesehen. „Ich hatte mich nicht geirrt“, stellte er wieder fest. Und außerdem, „ich werde diese Claudia nicht mehr los.“

Stefan zog sich an, nahm Claudia in die Arme und sagte:

„Du machst doch keine Dummheiten?“

„Wenn du mich immer lieb hast, wie ich dich, hätte ich keinen Grund dazu.“

Ohne ein weiteres Wort verließ Stefan die Wohnung. Auf der Treppe kam ihm Susanne entgegen. Sie schien überrascht, drehte sich auf der Stufe Stefan zu und sagte betont fragend:

„Duu?“

„Hast du ein Problem damit?“

„Ja!“

Susanne wandte sich ab und rannte die letzten Stufen in Richtung Wohnung, öffnete die Tür und schrie hinein:

„Warum hast du mir nichts gesagt?“, dann schloss sich die Tür.

Stefan beeilte sich, vor Gela zu Hause zu sein. Er hatte ein ungutes Gefühl. Gela war, wenn sie Spätschicht hatte, gewöhnlich nach 22 Uhr zu Hause. An diesem Tag war es nicht so. Als Stefan die Wohnung betrat, fragte er erstaunt:

„Du bist schon da?“

„Ja, freust du dich nicht? Ich wurde zwanzig Minuten eher abgelöst und durfte die Blockwarte früher verlassen. Vom Kraftwerk zu uns ist es ja nicht weit. Ich machte mir Sorgen, als du nicht zu Hause warst. Du sagtest nichts über deine Abwesenheit.“

„Gela, entschuldige bitte, es wurde später.“

„Schon gut, hast du ein Problem? Ich sehe es dir wieder mal an.“

„Nicht der Rede wert.“

7

Dr. Winzling wies seine Mitarbeiterin Claudia Hägeminster an, zum Rapport zu erscheinen.

„Na, gibt es Fortschritte?“, fragte er erwartungsvoll. „Kann ich den Minister mit positiven Nachrichten zufriedenstellen?“

„Ich glaube schon, Berrendt scheint sich in meinem Netz verfangen zu haben.“

„Tadellos, Claudi, jetzt webst du ihn völlig ein, machst ihn unschädlich. Okay? Wenn du es nicht schaffst, helfen wir nach.“

„Okay, Winzi. Du weißt, ich meine es mit ihm ernst. Du kennst mich, ich werde zum Tier, wenn meine Wünsche sich nicht erfüllen.“

„Vortrefflich, Claudia, von einem Berrendt in deiner Obhut geht keine Gefahr mehr aus. Bitte schicke Klaus Kuhsewicht rein, der wartet draußen schon.“

„Moin Chef, kann ich etwas für dich tun?“, begrüßte Kuhsewicht unterwürfig Winzling.

„Möglicherweise, Klaus. Du warst doch mal der Schwager von Berrendt. Hast du gelegentlich Kontakt zu ihm?“

„Nicht den besten, aber Kontakt habe ich schon.“

„Weißt du, ob der Berrendt Pilzsammler ist?“

„Das weiß ich genau. Den hatte ich damals während der Abschlussfeier unseres Bachelorstudiums mit meiner Schwester verkuppelt, du weißt, Susanne. Wegen Berrendt kam sie damals zur Stiftung, sie wünschte, nah bei ihm zu sein. Einen Treff am Schlosshofsee hatte ich organisiert. Danach schwebte Susanne im siebten Himmel, kritisierte jedoch Stefan, da er sich mehr für Pfifferlinge als für sie zu interessieren schien.“

„Das ist hilfreich, Klaus. Mir geht es um Folgendes: Der Berrendt macht uns mit seinen unqualifizierten Diskussionen Ärger. Er versucht die Öffentlichkeit gegen unsere Stiftung, gegen mich und mutmaßlich gegen dich aufzuwiegeln. In der nächsten Woche findet unser Symposium statt. Mir wird jetzt schon übel, wenn ich an seine zu erwartende Rede denke. Der wird als Vertreter der Anwohner eingeladen. Dem Berrendt verpassen wir einen Denkart. Das muss ja nicht heute, morgen oder dieses Jahr schon sein. Ich stelle mir vor, dass er dann in dem Moorwald am Schlosshofsee Pilze sammeln wird. Wir werden ihn dabei ein wenig erschrecken, damit ihm ein für alle Mal die Stänkerei vergeht. Nur wäre es am besten, wenn wir vorher in Erfahrung bringen, wann er in diesem Wald ist. Von Claudia erfuhr ich, dass Berrendt ein Weiberheld ist und dass er selbst Susanne nicht verschmähen würde. Du solltest zur Pilzzeit einen Treff deiner Schwester mit Berrendt am Schlosshofsee organisieren. Er würde die Pilze sehen und Susanne muss nur erfahren, an welchem Tag und zu welcher Uhrzeit er sie sammeln möchte. Ihr obliegt es dann, dich oder mich zu informieren, verstanden?“

„Ja, Chef.“

8

In der Gaststätte Hexhütten fand das geplante Symposium unter dem Titel „Projektplan – Zukunft Schönblumer Heide“ statt. Stefan Berrendt schaute sich im Saal nach Vertretern der angrenzenden Gemeinden um. Er stellte fest, dass echte Repräsentanten nicht anwesend waren. Anwälte, ein Gutachterteam, Vertreter aus Politik und sonstigen Behörden legten dar, was längst beschlossene Sache war. Nichts von dem, was die Ortsansässigen beim letzten Treffen forderten, kam zur Sprache. Stefan war bestens mit den Inhalten der vorgetragenen Reden vertraut. Diese lagen nicht nur in gedruckter Form den Referenten vor, sondern wurden auch online veröffentlicht. Zudem kannte er die Autoren der jeweiligen Texte persönlich.

Während die Redner ihre Zustimmung zueinander bekundeten, schweiften seine Gedanken zurück zu einer Kutschfahrt mit seinem Großvater, die inmitten einer Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs stattfand. Diese Fahrt führte durch genau jene Region, die an diesem Tag im Mittelpunkt der Diskussion stand. Für Stefan waren diese Erinnerungen weitaus eindringlicher und bedeutungsvoller als die Beschlüsse, die vom Rednerpult verkündet wurden. In seinen Augen markierte jenes Erlebnis den Beginn einer neuen Ära der Freiheit. Dieser besondere Tag hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingebrannt – wie Daten, die dauerhaft auf einer Festplatte gespeichert sind. Noch heute konnte er sich an jedes Detail erinnern:

„Morgentau macht Himmelblau“, sagte mein Opa mit einem schmunzelnden Blick auf die schimmernde Wiese vor dem Gehöft. „Dies wird der erste friedvolle Frühlingstag seit langem sein, das spüre ich bis in die Knochen. Die Meteorologen prophezeien anderes, und sicher werden sie wieder ihre komplexen Wetterkarten ins Feld führen, um uns zu überzeugen. Aber dem Wetterbericht in

der Tageszeitung glaube ich schon lange kein einziges Wort. Die geplante Kutschfahrt durch die Schönblumer Heide, auf die ich mich so sehr freue, werden wir jedenfalls nicht verschieben. Es freut mich ungemein, dass wir endlich unsere Heimat, die uns jahrelang zu Füßen lag, aber unerreichbar wie ein ferner Stern war, wiedersehen und erkunden dürfen.“

Während mein Vater Gerhard die Kutsche geduldig vorbereitete und die Pferde mit sicherer Hand anschrirte, erzählte Opa ohne Punkt und Komma weiter, wie es seine Art war: „Ihr werdet euch wundern, welche verborgene Perle der Natur uns in den letzten 45 Jahren so hartnäckig vorenthalten wurde. Die Politiker zogen es vor, sich genau auf diesem schönen Fleckchen Erde auf einen neuen Krieg vorzubereiten, als ob es keine anderen Orte für solche Pläne gäbe. Hat denn der Zweite Weltkrieg ihnen nicht gereicht? Dieses wunderbare Stück Heimat war für uns wie ein verbotener Traum, ein Terrain, das wir nicht betreten durften, ein gesperrtes Gebiet voller Grenzen und Verbote. Kein einziger Schritt war dort erlaubt, kein Pilz durfte dort gesammelt werden, nicht einmal ein Blick war uns gestattet.“

„Trotzdem wurde im Lied von unserer Heimat gesungen“, sagte meine Mutter Gerda. „Ich singe es mal vor.“

Sie sang und alle, außer der Opa kannten das Lied und sangen mit:

„Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer,
unsere Heimat sind auch all die Bäume im Wald.

Unsere Heimat ist das Gras auf der Wiese,
das Korn auf dem Feld und die Vögel
in der Luft und die Tiere der Erde

und die Fische im Fluss sind die Heimat.

Und wir lieben die Heimat, die schöne.
Und wir schützen sie, weil sie dem Volke gehört,
weil sie unserem Volke gehört.“

Dass dieses Lied ein Herbert Keller 1951 geschrieben hatte, wusste Mutter Gerda dann auch noch.

„Das Lied hat eine harmonische Melodie und der Text macht Sinn“, übernahm Opa wieder das Wort. „Er traf nur nicht auf den ehemaligen Truppenübungsplatz der Schönblumer Heide zu. Der gehörte demnach nicht zu unserer Heimat. Menschen, die diese Landschaft gern wie ihr Eigen sähen, wurden von ihr ferngehalten. Aber das wird sich ja in Zukunft ändern. Unser aller Kanzler Helmut Kohl hat versprochen: ‚Durch unsere gemeinsamen Anstrengungen, durch die Politik der Sozialen Marktwirtschaft werden schon in wenigen Jahren aus Brandenburg, aus Mecklenburg-Vorpommern, aus Sachsen, aus Sachsen-Anhalt und aus Thüringen blühende Landschaften geworden sein.‘

Nach zwanzig Minuten Fahrt und offenbar der Verarbeitung dieser Aussage fragte Opa in das Schweigen hinein:

„Biegen wir jetzt rechts ab in Richtung Schönblum oder fahren wir links herum direkt zum Schlosshofsee?“

„Diese Ziele waren vor der Wende nur auf Umwegen oder gar nicht zu erreichen“, sagte mein Vater nach einem kurzen Halt. Mit „Hü!“ und leichtem Zug an der linken Leine ließ er die Pferde wieder in Gang kommen. Hinten auf der Rückbank der Kutsche saß ich neben meiner Mutter. Der Beifahrersitz war meinem achtzigjährigen Opa vorbehalten. Er war der einzige Ortskundige und sollte den Weg weisen, den seine Begleiter bis dato nie kennenlernen durften. So nebenbei erzählte er aus alten Zeiten. Und er erzählte und erzählte, als nutzte er eine letzte Gelegenheit, der Familie sein Wissen zu übermitteln. Bald stockte er seinen Redefluss.

„Hier!“, rief er urplötzlich, „hier ist die Kreuzung. Der rechte Weg führt am Schlosshofsee vorbei, von hier aus gelangt man auch nach Liewitz. Links lang kämen wir zurück nach Hexhütten. Geradeaus führt der Weg durch einen kleinen Wald. Diesen Weg habe ich früher genommen, um mit meinem Fahrrad zur Arbeit zu fahren. Ein Ortsunkundiger sollte sich im Dunkeln hier nicht verirren, denn der Wald liegt inmitten des Schlosshofseemoors. Am Ende des Waldes führt ein im Moor eingebetteter Knüppeldamm zum Schlosshof, da fahren wir lang. Gerhard, pass auf, dass du nicht vom Weg abkommst, sonst stecken wir im Moor fest!“

Die Kutsche rumpelte über die quer gelegten Stämme und bald säumte den Weg wieder normaler Baumbewuchs. Der Opa schimpfte: „Damals war der Wald hier in Ordnung, dafür sorgten wir. Es lag kein trockenes Holz herum. Alte Bäume wurden gefällt, neue gepflanzt. Und dass die Russen hier alles kurz und klein geschossen haben und Schützengräben aushoben, macht den Wald außerdem unansehnlich. Das passt nicht in einen Wald. Eine Menge Arbeit ist von Nöten.“

Der alte Mann hatte Tränen in den Augen, als er die Kutsche am Ende des Sees unter einem verknöcherten Apfelbaum halten ließ. „Hier unter diesem Baum haben wir damals meist gefrühstückt und das werden wir uns jetzt ebenfalls angedeihen lassen. Dort hin-

ten sieht man noch die Grundmauern vom Forsthaus. Das Grundstück ist nicht wiederzuerkennen. Es ist eine Schande. Eine Gnade, dass das alles meine Marie nicht mehr sehen muss. Sie war hier in Stellung. „Dabei wischte er sich mit dem Taschentuch die Tränen von den Wangen.

„Opa, jetzt ist die Zeit der Kriege endlich vorbei“, sagte ich dann voller Hoffnung und Zuversicht. „Wir dürfen wieder reisen und wandern, wann und wohin wir es gern hätten, ohne jemanden um Erlaubnis zu betteln oder uns rechtfertigen zu müssen. Es ist endlich möglich, aufzubrechen, wohin das Herz uns zieht. Womöglich bauen wir das alte Forsthaus wieder auf, so wie es früher einmal war, und ich werde als Förster dort einziehen und ein neues Leben beginnen.“

„Warten wir mal ab, was der Westen uns so alles bringen wird, bevor wir uns zu sehr freuen“, bremste Mutter meine Euphorie mit einem ruhigen Ton, der mich zurück auf den Boden der Tatsachen holte. Dabei stellte sie einen liebevoll gepackten Korb mit Proviant für das Frühstück sorgsam auf den Kutschtisch und richtete ihn mit Bedacht.

Wir setzten nach der Stärkung unsere Tour fort. Es dauerte nicht lange, da übernahm Opa die Zügel der Pferde. Der Rest der Familie schob das nicht geeignete Gefährt für diese kommende Wüstenrallye. Es war erforderlich, die Pferde ein paar Meter weit zu unterstützen. Wüste pur, mit Sanddünen und allem, was dazu gehört, zwang die Familie zu dieser Maßnahme.

„So etwas gab es hier früher nicht“, schimpfte Opa wieder. „In dreißig Jahren wird hier überall wieder Wald sein, so wie zu meiner Jugendzeit. Stefan, dann wirst du als Förster hier für Ordnung sorgen.“

„Ja, Opa“, sagte ich, „das verspreche ich dir. Dafür werde ich einmal studieren.“

Die Strapaze durch die Wüste war überwunden. Ausgedehnte Kiefernwälder, deren harziger Geruch die Besonderheit dieser typischen Landschaft hier ausmacht, lösten dieses klein Sibirien, wie es sarkastisch von den Einheimischen genannt wurde, ab. Eichen stellten in Gruppen ihre groß verzweigten Kronen zur Schau. Rehe, Hirsche und Wildschweine ließen sich nicht von den Berrendts stören.

„Opa, gibt es hier im Wald Wölfe?“, fragte ich in meiner noch kindlichen Neugier.

„Nein, Stefan, die brauchen wir nicht. Der letzte Wolf wurde bei uns Gott sei Dank im Jahr meiner Geburt geschossen. Deutschland hat nicht mehr den Lebensraum für Wölfe wie vor hunderten von Jahren. Dafür ist die Bevölkerungsdichte zu groß. Womöglich gab es sie früher mal hier am Teerofensee“

Dort pausierten wir mit Radeberger Bier im Angebot.

„Das gab es früher nur auf dem Schwarzmarkt“, gab Vater zum Besten. Opa erinnerte sich an so etwas überhaupt nicht.

„Früher tranken wir Braunbier, welches uns der Bierkutscher brachte, war sein Beitrag dazu. Das Cottbuser Bier zu DDR-Zeiten war ja nicht genießbar, höchstens aus den braunen Flaschen. Die Grünen durfte man nicht bewegen, dann sahen sie aus, als tobte ein Schneesturm darin.“

Stefan amüsierte sich über die alten Geschichten. Sein Opa mahnte aber zum Weiterfahren.

Wir genossen die neue Freiheit. Doch als es Mutter Natur am besten meinte, waren wir auf einmal nicht mehr allein. Inmitten der fast unberührten Landschaft stand wie Phönix aus der Asche ein Jeep neben der Kutsche. Ein Förster stieg aus, er hatte einen Hund an der Leine.

„Wissen sie denn überhaupt, welcher Gefahr sie sich hier aussetzen?“, donnerte er uns friedliche Naturliebhaber an.

„In dieser Gegend liegt fast überall Munition.“

„Da haben sie aber Glück gehabt!“, erwiderte ich, „wie leicht hätte es sie erwischen können!“

„Ihren Ausweis bitte“, forderte der Forstbeamte Vater auf, offenbar hatte er ihn als Kutscher zum Verantwortlichen dieser „strafällig“ gewordenen Gruppe erkoren. Meine Bemerkung ignorierte er.

„Ich habe keinen mit.“

„Ihr Name?“

„Lehmann“, übernahm ich die Antwort.

„Du bist nicht gefragt“, donnerte der Förster mich an und fragte Vater nach dem Vornamen.

„Peter“, gab er geistesgegenwärtig zur Antwort, dann durften wir unter dem Verweis, sofort den Wald zu verlassen, unsere Fahrt nach Hause antreten. Vater sagte im Verlauf der Nachhausefahrt:

„Die fallen immer wieder auf die Füße. Vor der Wende war er beim VEB Horch und Guck.“

Ich hatte das damals nicht verstanden.

So bekam für Stefan der Freiheitsgedanke einen kleinen Dämpfer. Damals nahm er an, dass sich in Zukunft alle Menschen wieder frei bewegen könnten und die Diktatur endlich Geschichte sei. Jetzt, im Versammlungssaal, klangen ihm Kuhsewichts Worte in den Ohren: „Schon mal was von der EWG-Richtlinie 92/43 oder vom Bundesnaturschutzgesetz gehört?“

Klar kannte er die Gesetze, auch die eigentlichen Absichten dahinter. Aber ihm war auch bewusst, dass sie total falsch umgesetzt wurden – mit richtig üblen Folgen für die Leute und die ganze Region. An diesem Tag hatte er sich vorgenommen, für die Wünsche derjenigen einzutreten, die das hier wirklich betrifft. Schließlich war er der Einzige, der sie wirklich vertreten konnte. Niemals hätte er – wie dieser Kuhsewicht – einfach so alles abgenickt, obwohl er’s besser wusste. Sein Chef wollte genau das von ihm, und der hat sich schön brav bei ihm eingeschleimt.

Stefan Berrendt erzürnte sich innerlich. „Wofür ist denn das Volk zur Wahl gegangen und hat seine Stimme einer Partei gegeben? Diese Parteien logen das Blaue vom Himmel, versprochen, sich für das Volk einzusetzen.“

Haben diese Parteien alle keine Macht, um ihr Programm umzusetzen?“ Er war rasend vor Zorn. Endlich bekam er das Wort. Er hatte keine vorbereiteten, ausgearbeiteten, schon gedruckten und gebundenen Seiten vor sich, wie die anderen Redner vor ihm.

„Sehr geehrte Vertreter von Behörden und Politik!“, begann Stefan Berrendt. „Ich vermisse die Menschen unserer Region, aber ich werde ihnen sagen, was deren Meinung ist. Zahlreiche Umweltgesetze und Verordnungen, in denen zunehmend Wildnis festgeschrieben ist, werden von immer mehr Umweltmitarbeitern erarbeitet. Ich möchte meinen, viele Köche, darunter viele Ungelernte, verderben hierbei den Brei.“

Es mehren sich Begriffe zum Thema Wildnis, wie Korridore, Pufferzonen oder Großschutzgebiete. Hinter denen verstecken sich Gebiete, die den Menschen vorenthalten werden sollen. Eine „Urwald-Offensive“ für Deutschland ist im Gange. Darüber würden sich selbst unsere Vorfahren vor tausend Jahren totlachen. Die Zeile wäre am 1. April gut, ist aber zu ernst für einen Scherz. Zwei Prozent deutscher Wälder sollten bis 2020 Wildnis werden, das ist zweieinhalb mal so viel, wie die Fläche des Saarlandes. Das Ziel wurde nicht erreicht, nur 0,6 Prozent sind es bisher in Deutschland geworden und das fast ausschließlich in Brandenburg. Fonds in Milliardenhöhe stehen dafür zur Verfügung. Dabei ist Deutschland immer noch, wie vor tausend Jahren, zu einem Drittel bewaldet, nicht mehr und nicht weniger. Demzufolge ist der Wald doch gar nicht das Problem, wenn es um das Thema Klimawandel geht. Der Umgang mit dem Wald ist das große Problem.

Vor tausend Jahren war dieser Waldbestand die Grundlage zahlreicher Gewerbe und damit menschlichen Lebens. Energieversorgung, Hausbau und Gewerbe basierten ausschließlich auf dem Rohstoff Holz – aus gutem Grund. Heute würde ein gesunder Baumbestand in gepflegten Wäldern der Wirtschaft und der Umwelt ebenfalls guttun. Doch das trifft aus besagten Gründen nicht mehr zu. Mit der heutigen Holzerntemethode übertreffen wir den sogenannten Waldfrevel. Zu den Tatbeständen gehörten alle beschädigenden Entwendungen aus dem Forst. Das ist leider in Vergessenheit geraten. Harvester hinterlassen heute umgeknicktes, eingefahrenes Stamm- und Kronenholz in den Schneisen, ein Bild der Verwüstung. Rohstoff von unschätzbarem Wert wird vernichtet. Können wir uns das leisten?

Weltweit setzt Totholz jedes Jahr fast elf Milliarden Tonnen klimaschädliches Kohlendioxid frei. Dieses Totholz und darüber hinaus Gestrüpp bieten Nahrung für Holzschädlinge und Waldbrände. Mein Großvater würde weinen, wenn er den heutigen Wald sehen würde. Er war sein Leben lang Waldarbeiter in intakten Wäldern, die dem Klima nachweislich mehr helfen, als geplante Urwälder, die in Deutschland keine werden. Ein echter Urwald, das habe ich einmal gelernt, braucht unter günstigen Bedingungen von seiner Anlegung bis zum Endergebnis mindestens sechshundert Jahre. Ich weiß, wovon ich rede. Ich glaube, der Professor von der TU, der mich das lehrte, wusste es auch. Lassen sie sich bitte von Experten beraten!“

„Herr Berrendt, ihre Redezeit ist beendet“, unterbrach der Versammlungsleiter.

Berrendt nahm einen Schluck Wasser und fuhr fort: „Bin gleich fertig – die Kosten für einen künstlich geschaffenen Urwald gehen schon in den ersten Jahren ins Unermessliche. Sie beginnen bei den hohen Löhnen der Mitarbeiter, die sich mit dem Thema befassen. Ihre Anfahrtswege zu Dienststellen und Tagungsorten mit Auto, Flugzeug und anderen Transportmitteln tun dem Klima keinen Gefallen. Naturnahe Waldbewirtschaftung ist dem Klima zuträglicher als künstlich geschaffene Wildnis. Ein Wald wächst normalerweise allein, ob gepflanzt oder durch Samen selbst entwickelt. Er braucht für eine gesunde Flora und Fauna hauptsächlich nur Förs-

ter, ausreichend Forstmitarbeiter und Jäger, viel mehr nicht! Der Wald muss gepflegt werden, dann dient er den Menschen wie vor tausend Jahren.

Was sind denn das für Umweltfreunde, die Natur vernichten, um Wildnis zu schaffen. Sie predigen Wasser und trinken Wein; mit anderen Worten, sie verstehen den Einsatz von Feuer und des Borkenkäfers als ein Teil von Wildnisentwicklung. Wildnis bedeutet doch nach ihrem Sprachgebrauch, keine menschlichen Eingriffe. Sie widersprechen sich, meine Damen und Herren!

Wildnis soll ein unzerschnittenes Gebiet von mindestens tausend Hektar Größe sein, das heißt, ohne Siedlungen, Straßen und Trassen, ohne menschliche Nutzung, zivile Einrichtungen und ohne visuelle Störungen. Das funktioniert so nicht. Landstraßen, Autobahnen, Stromleitungstrassen sind Teil unserer Kultur- und Siedlungslandschaft. Der Mensch braucht sie, genau wie den Wald zur Regeneration. Waldspaziergänge sowie Pilze und Beeren sammeln, helfen beispielsweise bei Depressionen und Stressbelastungen. Künstlich geschaffene Wildnis, die in Wirklichkeit keine ist, zerstört die vom Menschen angestrebte Natur, in der er sich erholen möchte. Erholungsgebiete, wie der Hochwald im Spreewald, werden ohne menschliche Pflege kaputtgemacht.“

„Berrendt!“, unterbrach einer mit seinem Zwischenruf, „hören sie auf, Wildnis ist in Deutschland realisierbar und sinnvoll, auch im Spreewald!“

„Vor zweitausend Jahren schätzungsweise“, antwortete Berrendt. „Man sollte mal in der Bibel nachschlagen. In einem heutigen mitteleuropäischen zivilisierten Land, wie Deutschland, eher nicht. Ausnahme sind Landschaften, die von ihrer Struktur her der Wildnis zugeordnet werden können, wie Hochgebirge.“

„Herr Berrendt, ihre Redezeit ist beendet.“

„Bin gleich fertig, nur das noch: Wer hat an der aktuellen Klimapolitik Schuld? Ich will es ihnen sagen, die gutgläubigen Wähler als Steigbügelhalter für unfähige Politiker, demzufolge wir alle, das Volk.

- Es vertraut den Wahlversprechen und wundert sich dann über darin versteckte inakzeptable Pläne.
- Es weiß nicht, warum plötzlich so viele Wälder brennen,
- es weiß nicht, dass es bei uns fast ausschließlich in Schutzgebieten und von Munition belasteten Wäldern brennt.
- Es weiß nicht, dass die brennenden Wälder von heute die Urwälder von morgen werden sollen. Wirkliche Klimaexperten bezweifeln das.“

„Herr Berrendt ...“

„Danke, ich bin fertig.“

Dr. Winzling versuchte nach Veranstaltungsende, Claudia Hägeminster zu erwischen. Die schenkte aber ihrem Chef keine Beachtung, versuchte lieber, mit Stefan Berrendt ins Gespräch zu kommen. So blieben ihm nur die mahnenden Worte: „Claudi, denk an deine Schulaufgaben!“

Stefan hatte indes Mühe, sich von der Hägeminster zu befreien. Er wollte unter keinen Umständen mit ihr zusammen zum Dorfklatschthema werden.

Gela erkannte, als Stefan nach Hause kam, dass er sich nicht in der besten Verfassung befand.

„Na, ist nicht so lobenswert gelaufen?“, empfing sie ihn.

„Dem Kuhsewicht glaube ich sonst kein Wort“, sagte Stefan. „Der scheint dieses Mal aber recht zu haben. Die Sache ist in Sack und Tüten. Wir können diskutieren, wie wir wollen, die Heide bleibt uns verwehrt.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Es ist unverständlich. Weißt du was, ich spreche mit Thomas Bender darüber. Mit ihm wollte ich mich schon immer mal treffen. Am Sonnabend wird er an unserem Klassentreffen teilnehmen.“

9

Vor der Gaststätte in Hexhütten stand eine Gruppe von Frauen und Männern. Stefan näherte sich mit seinem Fahrrad. Er winkte mit dem Kneipenschlüssel und rief vom Weiten:

„Die hat keinen Kneipier mehr, wie früher! Den Saal dürfen wir aber nutzen.“

„Erinnert ihr euch, die Bar, in der wir uns einst trafen? Leider ist die nicht mehr aktuell.“ Dies und anderes mehr hörte er bei seiner Ankunft. Wichtig war ihm das Wiedersehen mit alten Freunden, vor allem mit Thomas. Die beiden alten Schulkumpels hatten sich mancherlei zu erzählen.

„Sag mal, Stefan, du hattest doch damals Forstwirtschaft studiert, um Revierförster hier in der Heide zu werden. Das scheint korrekt? Jetzt bist du beim Ministerium für Umwelt gelandet, erzählte vorhin jemand. Damit sind wir ja fast Kollegen, aber wie kam es dazu?“

„Ganz einfach, ich als Förster bei der Stiftung, das passte nicht. Die wollten mich mit meinen Vorstellungen von Waldbau und Waldschutz nicht haben und ich sie nicht. Die nahmen lieber den Klaus Kuhsewicht, meinen Studienkollegen. Der war fachlich nicht so geeignet, dafür war er linientreu, diese Vokabel trifft heutzutage wieder zu.“

Thomas lachte und Stefan führte seinen Gedanken zu Ende.

„Ja, es erinnert an alte Zeiten. Ich hatte mich in der Konsequenz beim Ministerium im Informatik-Bereich umgesehen. Meine Ausbildung zum Fachinformatiker kam mir dabei zugute. Der eigentliche Grund für meine Ablehnung vom Forstamt war mein Promotionsantrag, nicht die Promotion an sich, sondern mein Thema.“

„Und was für ein Thema hattest du gewählt?“

„Die Schönblumer Heide, Naturpark für alle.“

„Aha, und daran nahmen sie Anstoß? Alles klar. Dass ich in Bonn gelandet bin, hatte ich dir erzählt. Die Wildnis ist in unserem Resort ebenfalls ein Thema.“

„Thomas, dazu habe ich ein paar Fragen.“

„Na denn mal los.“

„Thomas, ich habe einen alten Bekannten, der sagte, dass die Wildnisgebiete schon festgeschrieben seien. Die EWG-Richtlinie 92/43 und das Bundesnaturschutzgesetz würden das regeln. Ich fand es dort so nicht.“

„Nein, tatsächlich findest du das Wort ‚Wildnis‘ nicht direkt. Aber schau dir den Leitfaden für Wildnisgebiete im Natura 2000-Netz an – ich meine, darin wird ‚Wildnis‘ 221 Mal erwähnt. Und ja, im Kern hat er recht: Diese Gebiete sind längst kartiert. Was könnte besser für ein Wildnisprojekt geeignet sein als ehemalige Truppenübungsplätze? Dort lassen sich problemlos Flächen von tausend Hektar und mehr zusammenfassen. Es würde genügen, die Kiefernbestände zu entfernen und die Natur sich selbst zu überlassen. Doch da gibt es einen Haken: Um auf die gewünschte Flächengröße zu kommen, hat man einfach die Verbindungswege zwischen den Ortschaften ignoriert, die durch das als ‚Wildnis‘ ausgewiesene Gebiet führen. Früher waren das Wege, wie die zu anderen Nachbardörfern von Hexhütten. Das große Ziel ist jedoch eindeutig: Es soll ein zusammenhängendes Netz aus Schutzgebieten entstehen. Ich kann dir erzählen, wie das aus meiner Sicht in Zukunft bei uns aussehen wird. Die Schönblumer Heide wird sich in eine Mischung aus Sandwüste und Wildnis verwandeln – oder besser gesagt, in einen Wald, in dem biologische Vielfalt wie Borkenkäfer und andere Arten Vorrang haben, anstatt eines stabilen, gesunden Waldes. Zwischen einem Viertel und einem Fünftel der Bäume wird totes Holz sein, das als Lebensraum und Nahrung für Insekten dient. Die schönsten Gebiete sollen künftig der Stiftung ‚Wüste Wildnis‘ gehören. Diese Stiftung kauft die entsprechenden Flächen einfach auf.“

„Lass dir das mal auf der Zunge zergehen“, begann Stefan nachdenklich. „Die haben ein beeindruckendes Startkapital: 25.000 Hektar Land, dazu eine ordentliche Menge Geld – von privaten Spendern, dem Bundesland und anderen Unterstützern. Und jetzt wollen sie auch noch expandieren. Es wirkt fast so, als würde diese Wildnis eine lukrative Geschäftsidee verbergen – aber wer profitiert am Ende wirklich davon?“

„Da hast du leider recht, Stefan. Weder durch Prachtkäfer noch durch unzugängliche Natur wird man reich. Davon hat doch niemand wirklich etwas. Der oder diejenigen mit der Geschäftsidee 'Wildnis' sind des Pudels Kern. Solange Geld die Welt regiert, dreht sich alles um Profit – Stiftungen bilden da keine Ausnahme. Ich muss dir sicher nicht erklären, dass auch Stiftungen ihr Vermögen gewinnbringend investieren. Zwar sollen die Überschüsse eigentlich gemeinnützigen Zwecken dienen, aber das ist leider nicht immer der Fall.“

Lass mich deine Frage nochmal aufgreifen: Ich habe dir bereits erklärt, was mit den Flächen geschehen wird. Der Zugang zu diesen Gebieten wird für die Allgemeinheit tabu sein – mit Ausnahme von Aussichtstürmen und abgelegenen Wegen, Asphalt- und Betonpisten. Diese sind eine seltene Ausnahme. Die Munition, die dort liegt, wird größtenteils nicht entfernt. Man könnte also sagen, das Ziel ist erreicht: Die Stiftung kann ihren Urwald entstehen lassen, und für das Land bedeutet das auf den ersten Blick Einsparungen, da die Entsorgung der Munition entfällt, obwohl allein das Startkapital zur Stiftungsgründung schon fast für die gesamte Räumung ausreichend wäre. Die alten DDR-Schilder mit der Aufschrift „Betreten verboten“ werden, im übertragenen Sinne, wieder aufgestellt.

„Aber das kann doch so nicht funktionieren!“

„Stefan, ich sehe das genauso. Ich erzähle dir jetzt, wie diese sogenannten Urwaldarchitekten ihre Pläne umsetzen wollen. Die Grundlage ist einfach: Der Urwald soll von Grund auf neu entstehen – die Natur übernimmt alles selbst, so zumindest der Plan. Und jetzt sage ich es ganz deutlich: Der alte Waldbestand wird abbrennen. Abholzen ist in diesen Gebieten gesetzlich untersagt, und wegen der Munition dürfen Feuerwehkräfte weder eingreifen noch die Wälder betreten. Jetzt weißt du, was in den kommenden Jahren bei euch passieren wird – Waldbrände, immer wieder Waldbrände. Für echte Wildnis braucht es eben große zusammenhängende Flächen als Grundlage – ich denke, ich höre lieber auf. Wir werden beide auf unseren Gebieten unsere Arbeit verrichten und trinken jetzt lieber ein kühles Blondes auf unser Wiedersehen.“

„Einverstanden, aber warum holt sich die EU, gemeinsam mit ihren Mitgliedsstaaten, nicht echte Experten aus der Wissenschaft ins Boot – wie etwa Professoren von renommierten Universitäten – wenn es um entscheidende Fragen zum Klima geht? Es ist doch offensichtlich, dass die EU in diesem Bereich schlecht beraten wird.“

„Es ist durchaus möglich, dass finanzielle Interessen oder die Angst vor unbequemen Entscheidungen eine Rolle spielen.“

Ich habe übrigens mal die Medien durchforstet: In Deutschland engagieren sich mehr als drei Millionen Menschen im Umweltschutz. Damit zählen sie zu einer der größten Beschäftigtengruppe. Zusätzlich gibt es zahlreiche Umwelt-Enthusiasten, die ihren Lebensunterhalt ebenfalls in diesem Bereich verdienen.“

„Verdienen?“, beide lachen herzlich.

„Entschuldigung, erhalten. In der Umweltbranche sind über vier Millionen Menschen tätig. Diese Zahl basiert auf verfügbaren Informationen und dient als Näherungswert. Selbst wenn weniger als die Hälfte dieser Kräfte eine fundierte Ausbildung besitzen und in strategisch wichtigen Positionen arbeiten würden, könnte dies sowohl der Umwelt als auch dem Staatshaushalt spürbare Vorteile bringen.“

„Weißt du was, Thomas, ich gehe auf deinen Vorschlag ein, wir trinken lieber ein kühles Blondes.“

Gela saß vor dem Fernseher, als Stefan spät in der Nacht von seinem Klassentreffen nach Hause kam.

„Ich glaube, wir werden unsere Pilze und Beeren in Zukunft im Handel kaufen“, sagte Stefan.

„Wenn der normal Sterbliche sich das dann leisten kann“, antwortete Gela darauf. „Aber das war doch sicher nicht das Thema eures Treffens?“

„Nein, es war schon lustig und super toll. Nur am Ende habe ich mit Thomas über Urwald und Wildnis diskutiert. Dazu hatten wir keine Meinungsunterschiede, gleichermaßen nicht mit den Übrigen der ehemaligen Klasse. Weißt du, was Thomas mir riet?“

„Nein.“

„Ab und zu mal die Kneipe besuchen, Gespräche am Stammtisch führen. Dann wäre ich nicht weltfremd und würde die Meinung der Allgemeinheit besser kennenlernen. Diese Gespräche soll ich dann mit den Meldungen in den Nachrichten vergleichen.“

„Genau, Stefan, wenn du dann die Meinungen der Medien und des Volkes gut durchmischt, erhältst du die Wahlergebnisse.“

„Gela, du hast Recht. diese Methode würde erklären, wo die Parteien ihre Stimmen herhaben. Aber Spaß beiseite, ich gehe dem-nächst öfter ins Sportlerheim, mal hören, welche Meinung bei uns vorherrscht.“

Seit diesem Tag nahm sich Stefan, ab und zu mit Gela gemeinsam, die Zeit für so eine Stammtischrunde. Dass die Menschen von Jahr zu Jahr unzufriedener wurden, wunderte ihn nicht. Sie drückten ihren Unmut über Beschlüsse aus, für die sie kein Verständnis fanden. So schimpfte ein Jäger:

„Wozu brauchen wir den Wolf? Aus gutem Grund wurde am 27. Februar 1904 der letzte Wolf in Deutschland geschossen. Keiner mag ihn in Mitteleuropa, aber er ist da. Woanders kräht kein Hahn danach, wenn er geschossen wird. Auf den Almen in Österreich sind keine gerissenen Tiere zu finden. Ein Bauer dort hat mir im Urlaub hinter vorgehaltener Hand erzählt, wie man dort mit dem Problem Wolf umgeht. Er zeigte mir als Erklärung stolz wie Oskar sein Jagdgewehr und freute sich dabei.“

„Was wollen wir mit Wildnis?“, fragte einer aus dem Nachbardorf. „Der Spreewald ist Weltkulturerbe und nicht Weltwildniserbe. Ich brauche einen gepflegten Wald, um Nutz- und Brennholz zu gewinnen. Der Wasserstand der Flüsse und Gräben muss im Spree-wald kontrolliert und reguliert werden. Die Arbeit der Bauern und der Melioration von Jahrhunderten darf nicht zunichtegemacht werden. Der Hochwald im Spreewald ist ohne Wiederaufforstung und Pflege der Gewässer nicht zu halten.“

Mit solchen Erkenntnissen kam Stefan Berrendt dann ins Ministerium und stieß auf taube Ohren. Und nicht nur das, er machte sich unbeliebt. Dann sann er zurück und erinnerte sich: „Diese Vormundschaft kenne ich. Damals nahm sie ein missliches Ende. Aber wir leben in einer Demokratie, in der das Volk herrscht. Oder herrschen Lobby-Organisation als Berater der Regierung?“

10

Kuhsewicht!“, rief Stefan dem Förster wütend hinterher, der mit seinem Ford-Ranger das Grundstück der Berrendts durch das Hintertor verließ. Der hörte den Ruf nicht mehr. Stefan kam von einem Frühschoppen, hätte jetzt diesem vermeintlichen Nebenbuhler gern eine Lektion erteilt. Kuhsewicht war lange verschwunden. Gela hatte das Tor hinter ihm geschlossen und kam Stefan entgegen. Der fragte wütend:

„Was veranlasste denn den Kuhsewicht, dich zu besuchen?“

„Er wollte mit dir sprechen, es geht um Brennholz.“

„Ja, ich weiß, ich erfuhr am Stammtisch, dass Kuhsewichts Bruder günstig Brennholz verkauft.“

„Stefan, weißt du, wie der mir auf den Keks geht? Ausgerechnet am Sonntag und genau zur Mittagszeit kommt er damit. Ich hatte mit dem Braten der Ente zu tun und der steht wie angenagelt in der Tür, bis ich ihm zu verstehen gab, dass ich keine Zeit für ihn habe.“

„Der kann schon lästig werden. Gela, du glaubst gar nicht, wie glücklich ich mit dir bin. Susanne konnte nicht kochen und eine Ente braten schon gar nicht. Ihre Fähigkeiten waren auf dem Gebiet gleich null. Fleisch kam bei ihr per se nicht auf den Tisch.“

„Vermutlich hatte sie andere Fähigkeiten?“

„Jeder Mensch ist in der Lage, Fähigkeiten zu entwickeln, sicher hast du recht. Weißt du was, Gela, wir fahren nach dem Essen in die Pilze. Louis nehmen wir mit. Das wäre ein herrlicher Ausflug am Sonntagnachmittag.“

„Hallo, Stefan! Jetzt bei der Trockenheit wachsen doch keine Pilze. Der Klimawandel nimmt uns zurzeit das letzte bisschen Freude.“

„Na gut, überredet – ich schau mir erstmal das Holzangebot an. Hat dir Klaus Kuhsewicht vorhin was über den Klimawandel und die Trockenheit erzählt? Der Grünschnabel sollte sich vielleicht lieber um seinen Wald kümmern, das stünde ihm besser zu Gesicht. Aber nein, er macht lieber gemeinsame Sache mit diesen sogenannten Klimaaktivisten. Und dann kriegt er weiche Knie vor einem Weiberrock. Soll er bloß nicht auf dumme Gedanken kommen, wenn er bei uns reinschneit. Sonst nehm ich ihm die Flinte ab und zieh ihm den Scheitel gerade.“

Der Klimawandel ist doch kein neues Ding – den gibt's schon seit Ewigkeiten. Klar, die Welt verändert sich weiter, aber dafür gibt's echte Profis, die sich darum kümmern sollten, dass wir uns umweltfreundlicher verhalten. Wir müssen uns einfach auf die neuen Bedingungen einstellen, damit wir den Klimawandel in den Griff kriegen. Und hey, mit den Fähigkeiten, die wir Menschen haben, kriegen wir das auch hin.“

„Okay, Stefan, wegen Kuhsewicht mach dir mal keine Sorgen, ich bin von diesem Typen auch nicht angetan und wüsste mich schon zu wehren.“

Bei Gelas Antwort überkamen Stefan Schuldgefühle. Claudia wurde immer fordernder und drohte, wenn er lange nicht kam, mit Gela zu sprechen. Selbst Susanne nutzte jede Chance der Dreierbeziehung, wenn Claudia es nicht abwenden konnte.

„Das weiß ich doch“, sagte Stefan und wechselte schnell das Thema. „Interessieren würde mich aber, wieso dieser Frank Kuhsewicht bei den derzeitig horrenden Holzpreisen so billig Brennholz verkauft. Und wieso wirbt sein Bruder Klaus als Revierförster von der Stiftung dafür? Mittlerweile ist der Frank angeblich Konsortialführer von einem stillen Konsortium. Logistik, Fuhrpark, Sägewerk, Holzhandel und einiges mehr hängt da scheinbar dran. Und Vorstand der Stiftung ist er neben dem Dr. Winzling, habe ich im Sportlerheim gehört. Vermutlich stinkt die ganze Sache. Das mit dem Holz scheint mir seltsam. Ich rufe Klaus gleich mal an.“

Der schien auf den Anruf schon gewartet zu haben und begann gleich zu erzählen:

„Ich hatte Gela schon gesagt, dass mein Bruder jetzt verstärkt Brennholz günstig verkauft. Da ist Kiefer, Eiche, Birke, eben alles, was anfällt, dabei.“

„Wo kommt das Holz zu den günstigen Preisen her?“

„Ruf ihn doch selbst an, der erzählt dir das schon.“

„Alles, was eben anfällt“, überlegte Stefan, „eigenartig.“ Er stieg ins Auto und machte sich auf den Weg in Richtung dieses Frank Kuhsewicht. Stefan wollte seinen ehemaligen Schwager zumindest mal kennenlernen. Schon das war für ihn ein Grund, ihn persönlich zu besuchen. Susanne mied den Kontakt zu diesem Bruder, hatte ihn damals nicht zur Hochzeit eingeladen. „Er hat einen fiesen Charakter“, war ihre knappe Begründung.

Das Navi zeigte „drei Kilometer bis zum Ziel“ an. Ein See löste in dieser Gegend den anderen ab und die architektonische Schönheit der Villen überbot sich zunehmend. Als aus dem Navi zu hören war: „Sie haben ihr Ziel auf der rechten Seite erreicht“, tauchte wie aus dem Nichts hinter einem Hügel ein Gebäude auf. Dessen Bezeichnung ließe sich zwischen Villa und Schloss einordnen. Ein kleiner See schien zu diesem Anwesen zu gehören. Hinter einem Park waren Produktionshallen zu erkennen. In dem Moment verließ ein Sattelzug das Gelände in Richtung Autobahn. Stefan stand vor der verschlossenen Villa. Er nahm sein Handy und wählte die Nummer, die er von Klaus Kuhsewicht erhalten hatte.

„Kuchenbäcker“, meldete sich eine Stimme. Es war weder eine Bass- noch Sopranstimme, die aus dem Handy herausklang.

„War das jetzt eine Frau oder ein Mann?“, fragte sich Stefan und forschte weiter:

„Bin ich beim Holzhandel von Frank Kuhsewicht gelandet? oder?“

„Aber ja, sie sind schon korrekt verbunden. Ich heiße nur Anne Kuchenbäcker, bin Geschäftspartnerin von Herrn Frank Kuhsewicht. Der ist nicht zu sprechen. Kann ich etwas für sie tun?“

„Aha, doch eine Frau“, registrierte Stefan.

„Ja, Stefan Berrendt hier – schon möglich, es geht mir um den Kauf von Brennholz.“

„Wenn es sich um Brennholz handelt, sind sie bei mir genau an der richtigen Adresse.“

„Okay, Frau Kuchenbäcker, ich stehe bei ihnen vor der Tür.“

„Ja, ich sehe sie, Herr Berrendt, kommen sie zur Halle eins.“

Stefan fuhr an einem PKW-Parkplatz mit hunderten Fahrzeugen vorbei, bis zur Halle mit der Nummer eins. Die vordere Fassade war eine riesige, nicht einsehbare Glasscheibe. Verschiedene Fahrzeuge parkten davor, darunter ein leuchtend roter Mercedes-Benz G 350 d. Ein Eingang war nicht zu erkennen. Stefan hielt neben dem Benz an, stieg aus und musterte das Gefährt. „Den leistet sich nicht jeder“, stellte er für sich fest. Indem öffnete sich die Glasfront, und ein Mann, beinahe in der Gestalt eines Riesen, erschien. So

einen großen Menschen hatte Stefan noch nie gesehen. Obwohl dieser Frank Kuhsewicht vermutlich viel kleiner war, fragte er trotzdem:

„Sind sie Herr Kuhsewicht?“

„Nein, ich bin nur ein Angestellter“, sagte er. „Sie sind sicher Herr Berrendt, die Chefin kündigte sie schon an. Kommen sie bitte mit.“

Dieser Riese führte Stefan langsam durch das weitläufige Foyer. Ein gewisses, kaum zu leugnendes Unbehagen begleitete Stefan. Er war ja auch nicht gerade der Kleinste, aber so einen Koloss von Menschen unmittelbar neben sich zu haben und das in dieser seltsam anmutenden, mysteriös wirkenden Halle verschaffte ihm zumindest ein deutlich spürbares Gefühl von Respekt.

Die Stille der Halle war fast greifbar, nur unterbrochen von den gedämpften Schritten der beiden. Stefan konnte nicht anders, als sich immer wieder umzusehen. Die Wände schimmerten in einer seltsamen Mischung aus mattem Silber und tiefem Grau, als hätten sie Geschichten von einer vergangenen Zeit zu erzählen. Woher kam das Licht? Es war unangenehm diffus, als ob es von überall und nirgendwo zugleich strahlte. Doch bevor Stefan weiter darüber nachdenken konnte, blieb der Riese plötzlich stehen und deutete auf eine unscheinbare Stelle an der Wand. „Hier geht es rein“, sagte er mit einer Stimme, die tief und beruhigend wirkte, aber zugleich etwas Unheilvolles mit sich trug. Mit einer kurzen Geste deutete er auf die glatte, scheinbar türlose Wand, die sich in diesem Moment geräuschlos öffnete. Ein sanfter, aber bestimmter Stoß gegen seine Schulter lenkte Stefan durch die passgenaue Öffnung. Plötzlich fand er sich in einem Raum wieder, dessen Atmosphäre gänzlich anders war: hell, einladend und freundlich. Die Fenster, Teil der beeindruckenden Glasfassade, waren von innen vollkommen transparent und ermöglichten eine ungestörte Sicht nach draußen. Der Ausblick – bis hin zur majestätischen Villa – war atemberaubend.

„Herr Berrendt“, wurde Stefan vorgestellt, dann verließ der Riese das Büro dieser Frau Kuchenbäcker.

Anne Kuchenbäcker war eine Vertreterin des schönen Geschlechts, mittleren Alters. Ihr brünettes, im Herrenfassonschnitt frisiertes Haar ließ sie männlich und dominant erscheinen. Das passte auch zu der in jeder Hinsicht grobschlächtig und kantig wirkenden Frau. Deren Sinnesorgane, wie Nase, Mund und Ohren waren etwas größer als gewöhnlich und fielen dadurch besonders auf.

Ihre dunkle Hornbrille, die unverkennbar aus dem Herrenangebot stammte und kein modisches Accessoire, sondern eher funktional wirkte, gab dem Gesicht zusätzlich eine unverkennbare männliche Note.

Die Gender-Frage war für Stefan ohnehin geklärt, doch zum schönen Geschlecht würde er sie trotzdem nicht einordnen oder in irgendeiner Weise zuordnen können. „In einer Liga mit Claudia oder Susanne?“, dachte er bei sich, „undenkbar.“ Allein schon die Vorstellung darüber ließ ihn einen kleinen, plötzlichen Schauer über den Rücken laufen. Einzig und allein der Vorname verriet die Frau in ihr, und ohne diesen wäre es noch schwieriger gewesen, sie zu kategorisieren. Wer sie in Wirklichkeit war, vermochte er nicht einzuschätzen oder genauer zu ermitteln. Im Moment ließ sie Stefan unbeachtet stehen, als wäre er Luft, und beschäftigte sich ausschließlich mit ihrem Rechner, den sie mit einer gewissen Präzision und Zielstrebigkeit zu bedienen schien.

„Ist das grobschlächtige Äußere gleichermaßen in ihrem Inneren verborgen?“, fragte sich Stefan, der immer noch unsicher war, was er von ihr halten sollte. Da schob sie plötzlich ihre Brille auf die Stirn und sagte mit einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete, von oben herab:

„Sie sind also dieser Herr Berrendt. Von Ihnen hörte ich schon eine Menge.“

„Ja? Ich hoffe viel Gutes.“

„Wissen sie, Herr Berrendt, das Gute und das Schlechte liegen in dieser Welt dicht beieinander. Was für den einen gut ist, kann für den anderen wiederum schlecht sein.“

„Sie haben vollkommen recht, Frau Kuchenbäcker. Aber mir geht es um ein Geschäft, wovon wir beide profitieren. Ich erwähnte es schon. An sechzig Raummeter Stammholz bin ich interessiert; Kiefer, Eiche, Birke, alles, was eben anfällt.“

„Herr Berrendt, dann brauche ich nur ihren vollständigen Namen und die Adresse. Die Kasse macht der Kraftfahrer nach der Lieferung. Der wird am Freitag nächster Woche gegen Abend das Holz liefern. Machen sie sich keine Sorgen, wenn es dann schon dunkel ist. Der kommt schon, hat gutes Licht mit.“

Stefan schloss das Geschäft mit Handschlag ab, nicht unbedingt wegen des günstigen Holzpreises, sondern ebenfalls aus Neugierde. Er konnte sich diese Offerte nicht erklären. Er hatte Kenntnis, dass Frank Kuhsewicht kein Waldbesitzer war. Außerdem war ihm das ganze Anwesen nicht geheuer.

„Wer ist denn hier in facto Chef oder Chefin? Ist es die Kuchenbäcker, wie der Pförtner zu verstehen gab, oder doch Kuhsewicht? Wer zieht hier wirklich die Fäden? Was verbirgt sich hinter den Fassaden dieser Halle, deren Inneres aber auch wirklich gar nichts von seinem Zweck preisgibt? Auf den ersten Blick wirkt es nicht wie ein Holzhandel. Könnte es sein, dass hier so nebenbei Holz aus den Wäldern der Stiftung verschachert wird?“ Er verstand einfach nicht, warum die Lieferung des Holzes ausschließlich in den späten Abendstunden stattfinden kann. „Und was hat der Bruder dieses Frank Kuhsewicht, der doch als Förster der Stiftung eingesetzt ist, letztlich mit der ganzen Sache zu tun?“

Eine Woche später hatte Stefan die Fuhre auf seinem Holzplatz. Der war durch die ausgezeichnete Beleuchtung des Lastzuges wirklich komplett ausgeleuchtet. Es gab keinerlei Probleme beim Entladen, auch nicht bei der Bezahlung, die der Fahrer in Cash entgegennahm. Nur mit der Quittung tat er sich schwer.

„Mit Schriftkram habe ich nichts zu tun“, sagte er. „Das musst du mit Anne klären. Oder ich lade den ganzen Kram wieder auf.“

„Frau Kuchenbäcker?“

„Ja.“

„Mit der kläre ich das, wenn du mir den Empfang des Geldes jetzt nicht bestätigst. Warum willst du mir denn keine Quittung geben? Dir passiert doch nichts.“

„Ich habe so etwas nicht bei mir.“

„Kein Problem“, sagte Stefan und ließ von Gela einen Quittungsblock bringen. Ungelenkig schrieb der Fahrer „Kuchenbäcker Karl“ unter die ausgefüllte Quittung.

„Ist ja hochinteressant“, fand Stefan. „Der war doch der Pförtner, hatte mich zur Kuchenbäcker geführt.“

„Bist du der Mann von der Anne?“

„Ihr Pflaumenaugust, besser gesagt. Einen anderen Dummen hatte sie als Lakai nicht bekommen.“

„Karl, wo kommt denn das Holz überhaupt her?“

Der brachte eben seinen Ladekran in Position und lachte über die Frage.

„Was soll ich dir sagen? Du weißt doch, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Mich interessiert das alles nicht.“

Karl Kuchenbäcker setzte sich ins Fahrerhaus und war verschwunden. Stefan schaute Gela an und fragte:

„Was sagst du dazu?“

„Jetzt gebe ich dir recht, mit dem Holz stimmt etwas nicht.“

„Weißt du was, Gela? Morgen ist Samstag, und wir könnten endlich unsere geplante Radtour nachholen, die vor zwei Wochen wegen des schlechten Wetters ausfallen musste. Dabei könnten wir auch die Stiftungswälder erkunden, in denen Klaus Kuhsewicht als Revierförster arbeitet. Zwar ist das Betreten abseits der Wege verboten, aber wir bleiben ja auf den Wegen, die von Munition gesäubert wurden. Und vor Kuhsewicht brauche ich keine Angst zu haben.“

Am nächsten Morgen brachen Stefan, Gela und Louis früh auf. Jeder hatte einen Pilzkorb auf dem Gepäckträger befestigt, bereit für eine lange Tour. Doch schon nach kurzer Zeit traute Stefan seinen Augen kaum: Neben den verkohlten Überresten der Stiftungswälder waren massive Holzfällarbeiten zu sehen. Ein Harvester versteckte sich halb verdeckt im Geäst, und die Wege waren von schwerem Gerät völlig zerfahren. Ein ganzer Eichenwald war zur Hälfte einem Kahlschlag zum Opfer gefallen.

„Das kann doch unmöglich erlaubt sein“, sagte Gela fassungslos. „Ich dachte, in Stiftungswäldern darf nichts gefällt werden?“

„So ist es, Eingriffe in die Natur verstoßen gegen ihre Richtlinie. Ich werde der Sache auf den Grund gehen – müssen! Hier macht irgendwer im großen Stil Geld. Solange es Geld auf dem Globus gibt, drehen sich Geschäfte nur darum, auch die von Stiftungen. Das hatte Thomas Bender beim Klassentreffen gesagt. Wie recht er hat, das hier ist der beste Beweis.“

Mit gefüllten Körben, und einem unguten Gefühl im Bauch, fuhren die drei Berrendts nach Hause.

Am Montag glühten die Telefone im Umweltministerium. Niemand glaubte so recht, was Stefan Berrendt erzählte. Er wurde auf der Stelle zum Chef bestellt.

„Herr Berrendt!“, sagte er mahnend, „wissen sie überhaupt, welch heikles Thema sie in die Welt setzen? Sollte sich das als Räuberpistole erweisen, haben sie eine Verleumdungsklage am Hals. Die Fällung von Bäumen auf Flächen der Stiftung entbehrt jeder Grundlage, widerspricht dem Gedanken der Stiftung, das nimmt ihnen kein Mensch ab.“

Stefan nahm sein Handy und zeigte Fotos, die er in den Wäldern der Stiftung aufgenommen hatte. „Ich kann mich nicht irren“, sagte er. „Bitte sehen sie, selbst dieser zur Hälfte kahl geschlagene Eichenwald gehört zur Stiftung. Die Stämme wurden abtransportiert und das Holz der Kronen, dessen Äste bis zu dreißig Zentimeter Durchmesser haben, blieben im Wald liegen. Privatleute sind nicht berechtigt, sich das Holz zu holen. Es gehört zur Stiftung und ist für sie Totholz. Der Förster hat mir dies erklärt.“

Betrachten sie die gefälltten Bäume im Kiefernwald. Diese fünfzig bis sechzig Zentimeter starken, geraden Stämme wurden zu Ein-, Zwei- oder Drei-Meter-Längen geschnitten, und bleiben so im Wald liegen. Dieses erstklassige Bauholz wird verfaulen.“

„Und woher wollen sie so genau wissen, dass es sich bei diesen Aufnahmen um Flächen der Stiftung handelt?“

„Ich stamme aus der Region und kenne die Flächen, die der Stiftung gehören. Zudem ist dies kein Geheimnis. Das Gebiet der Stiftung wird im Internet auf den verschiedensten Seiten preisgegeben.“

„Herr Berrendt, ich werde ihre Vermutungen überprüfen lassen.“

Am selben Tag noch ergab die Prüfung, dass Kahlschläge auf den Flächen der Stiftung vollzogen wurden. Genehmigt waren diese Arbeiten nach ersten Erkenntnissen nicht. Stefan hatte alle notwendigen Maßnahmen der Überprüfung und der Ahndung einzuleiten. Es gehörte inzwischen zu seinem Aufgabenbereich. Die Wellen schlugen hoch bis hin zu den höchsten Gremien des Landes. Diese versprachen, das Umweltvergehen mit aller Härte des Gesetzes zu bestrafen. Berrendt erstattete zunächst beim Landgericht eine Anzeige gegen Unbekannt. Vom Gericht erhielt er nach anfänglicher Korrespondenz plötzlich keine oder nur ausweichende Antworten.

Nach einem Jahr wurde das Verfahren eingestellt. Die Stiftung verletzt keine rechtlichen Bestimmungen, war die knappe Begründung. Berrendt war der Annahme, dass irgendetwas schiefgelaufen sein muss, und informierte seinen Vorgesetzten.

„Herr Berrendt, lehnen sie sich nicht zu weit aus dem Fenster!“, war dessen knappe Antwort.

„Ich glaube, ich bin im falschen Film“, sagte Stefan zu Hause seiner Frau. „Ich komme meinen dienstlichen Pflichten nach, orientiere mich an geltendem Recht und werde dabei von meinen Vorgesetzten ausgebremst. Es handelt sich hier um eine Wirtschaftskriminalität, und an einer strafrechtlichen Verfolgung besteht kein Interesse? Die Stiftung erhält Ländereien vom Land geschenkt und missachtet die vertraglichen Regelungen. Sie rodet in ihrem Wald Holz und bietet es gewinnbringend auf dem Markt an. Das kann nicht sein.“

„Stefan, ich bin zuversichtlich, dass sich alles zum Guten wenden wird“, sagte Gela. „Du bist doch im Recht.“

Eine Woche später entband man Stefan Berrendt von seinem Amt. Man drohte ihm gar eine Klage wegen Verleumdung an. Ein Freund und Kollege ahnte, dass Frank Kuhsewicht und Co. hinter der Kampagne stecken würde.

„Dem passiert nichts, warum auch immer“, sagte der Kollege. „Mutmaßlich sind es seine Millionen, mit denen er alle an der Nase herumführt. Sei vorsichtig, diese Leute sind unberechenbar und gefährlich.“

„An mir wird er sich die Zähne ausbeißen“, erwiderte Stefan. „Jetzt geht es mir nur um meine berufliche Anerkennung. Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen. Wir leben doch schließlich in einem Rechtsstaat.“

„Das erwartet man, ob ein Ermittlungsverfahren abgewiesen wird, sollte in Deutschland eine juristische Entscheidung sein. Aber denke dran, wer zahlt, bestimmt die Musik.“

11

Stefan Berrendt arbeitete inzwischen wieder als IT-Experte im Amt. Der Umgang der Stiftung mit ihrem Wald könnte ihm in dieser Situation gleichgültig sein. Seine ungerechtfertigte Kündigung war ihm das aber ganz und gar nicht. Er strebte eine Rehabilitierung an. Fuchsteufelswild machten ihn Klaus Kuhsewichts Worte:

„Berrendt, leg dich nicht mit Leuten an, die einflussreicher sind, als du. Du weißt doch, Geld regiert die Welt!“ Und dann beschäftigte ihn Claudia Hägeminster. Jetzt, wo er täglich nach Feierabend zu Hause war, versuchte sie sich öfter mit ihm zu treffen. Vor al-

lem, wenn Gela Spätschicht hatte und Susanne nicht zu Hause war, drängte sie zu diesen Treffs. Stefan war grundsätzlich nicht abgeneigt, bis zu jenem Tag, an dem er erkannte, dass Claudia mehr begehrte.

„Stefan, ich habe für uns zwei Urlaub an der Adria gebucht“, sagte sie. „Du hast die Wahl, sie oder ich. Jetzt erwarte ich deine Entscheidung. Wenn du nicht mitkommst, schenke ich Gela reinen Wein ein. Das hätte unser Ende zur Folge. Ich lasse mich von dir nicht länger hinhalten.“

„Claudia, das kommt mir jetzt so urplötzlich, dass ich im Moment keine Antwort parat habe. Es ist aber okay, so kann es nicht weiter gehen. Bis zum Urlaubstermin erfährst du, wie ich mich entscheide.“

Mit jedem vergehenden Tag rückte der geplante Urlaubstermin unaufhaltsam näher, ohne dass Stefan eine angemessene und zufriedenstellende Lösung für seine Situation gefunden hatte. Er befand sich weiterhin in einem inneren Zwiespalt, gefangen zwischen widersprüchlichen Entscheidungen. Einerseits verspürte er eine zunehmende Unzufriedenheit, mit dem stetig präsenten Gefühl der Ablehnung, diesem „bitte nicht“, das ihn innerlich begleitete. Andererseits wurde ihm immer bewusster, dass es Claudia gegenüber nicht fair war, die bestehende Beziehung einzig aus eigennützigen Beweggründen aufrechtzuerhalten. Zwar zeigte er sich ihrem Wunsch nach einer intensiveren Bindung gegenüber tolerant, doch empfand er dies als eine wachsende Belastung. Er schätzte Gela, ungeachtet ihrer bisherigen sexuellen Zurückhaltung, in vielerlei Hinsicht deutlich mehr. Eine Trennung von ihr erschien ihm aus einer Vielzahl komplexer und miteinander verwobener Gründe als unvorstellbar.

„Wie soll es nur weitergehen?“, fragte sich Steffen. „Soll ich sie weiterhin über meine wahren Absichten im Dunkeln lassen? Ein Leben lang dieses Doppelleben führen? Gela einfach sagen: C’est la vie, das war’s? Nein, so kann es nicht bleiben. Ich muss eine Lösung finden. Geliebt werde ich von beiden Frauen – aber welche von ihnen macht mich wirklich glücklich? Wahrscheinlich Claudia, sonst würde ich Gela nicht immer wieder mit ihr betrügen. Werde ich am Ende tatsächlich Claudia wählen?“

Stefan ging in letzter Zeit häufiger in die Gaststätte, um seinen Ärger herunterzuspülen. Das große Thema am Stammtisch war der Feuerteufel der vergangenen Jahre. Alle in der Runde behaupteten, dass die Hägeminster ihre Finger mit im Spiel hatte. Einer sah sie gar beim Stiften des Feuers. Das beteuerte er zumindest und schimpfte:

„Die Bullen verdächtigten mich und nahmen mich vorläufig fest, nachdem ich die Hägeminster beim Feuer legen erwischte und sie anzeigte. Die macht indes immer weiter und keiner will es mitbekommen. Da ist doch was faul.“

„Sag mal, wie sieht die Hägeminster aus?“, fragte Stefan. Die kleine Hoffnung, Claudia ist nicht der Feuerteufel, schwelgte in ihm. Ihre Andeutungen, „Susa befasst sich mehr mit der Entwicklung der Flora und Fauna, ich praktiziere das Gegenteil“, geisterte in seinem Kopf herum. „Meinte Claudia da, dass sie die Flora und Fauna durch Feuer vernichtet? Ist sie allen Ernstes der Feuerteufel von der Heide?“

Als Stefan die Beschreibung der Hägeminster und ihr Aussehen identisch fand und ihren Fingerzeig hinzuaddierte, war ihm klar, dass sie der Feuerteufel von der Heide ist. Ein Feuerwehrmann redete sich am Tisch in Rage.

„Ausgesprochen abgründig ist, dass wir den Wald nicht betreten, befahren und nicht löschen dürfen. Als beim letzten Waldbrand ein Löschhubschrauber das Löschen eines von Munition verseuchten Waldabschnittes übernahm, schimpfte einer von der Stiftung: ‚Die Feuerwehr macht mehr Schaden als Nutzen. Wir haben euch nicht gerufen.‘ Das muss man wirklich nicht verstehen.“

„Ich verstehe das schon“, sagte Stefan. „Aus Sicht der Stiftung gehören Waldbrände zur Wildnis und schaden überhaupt nicht. Im Gegenteil, die von Menschenhand gepflanzten Kiefernbestände werden dadurch vernichtet. Urwald entsteht. Das ist zumindest der grün beeinflusste Standpunkt der deutschen Regierung.“

„Ich würde an eurer Stelle vorsichtig sein“, sagte einer vom Nebentisch. „Die Brandstifter in der Schönblumer Heide sind bisher nicht gefunden. Es kann zwar jeder in diesem Staate sagen, was er will. Ich bin mir aber nicht sicher, ob nicht manch Gesagtes dem einen oder anderen wieder auf die Füße fällt. Hier in dieser Gaststube wird schon nichts passieren. Aber ihr kennt mich doch gar nicht.“

Früher gab es bei uns die Stasi. Dieses Thema hätten ihr nicht in Freiheit überlebt. Was die machten, war kriminell. Aber soviel Mord und Totschlag unter der Bevölkerung wie heute gab es lange nicht. Und Drogentote sind mir aus der DDR-Zeit auch nicht bekannt. Jetzt ist wieder ein 15-jähriges Mädchen an einer Überdosis von Drogen gestorben. Heute sind es Drogen und morgen kommt vielleicht einer in einem brennenden Wald um. “

„Das ist ja ein ganz anderes Themen“, sagte Stefan, „aber interessant ist es schon. Nur musst du nicht alles so schwarz sehen. Bei uns in der Provinz gibt es keinen Mord und Totschlag. Das sieht in Berlin und den anderen Großstädten logischerweise anders aus. Die Übeltäter dort werden in Funk und Presse meist nicht genannt. Was die Zeitung betrifft, gibt es daher keinen großen Unter-

schied zu früher. Damals war sie das Organ der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, heute ist sie ebenfalls das Organ der gegenwärtig führenden Partei. Und wenn die Hägeminster in der Tat die Brandstifterin ist, dann wird kein Artikel darüber in der Zeitung zu finden sein.“

Stefan bezahlte seine Zeche, klopfte auf den Tisch und fuhr nach Hause. Ihm reichte es. „Eines wurde mir soeben klar“, checkte er unterwegs. „Für Claudia werde ich mich doch nicht entscheiden.“

„Was spricht man so am Stammtisch?“, fragte Gela. Stefan war nicht geneigt, sich mit ihr über die Hägeminster zu unterhalten.

„Nichts von Bedeutung“, wich er aus. „Aber die Sache mit dem Holzeinschlag im Stiftungswald geht mir nicht aus dem Kopf. Mir ist unerklärlich, wie Frank Kuhsewicht diese Macht im Land ausüben kann. Nur weil er mit seinem Konsortium stinkreich ist, hat sein Wort Gewicht. Der Mann nutzt das so schamlos aus. Oder steckt er selbst gar nicht dahinter? Ich befürchte, dass ich mit meiner Klage vor dem Arbeitsgericht einigen einflussreichen Kreisen in meinem Umfeld unbequem geworden bin.“

„Weißt du was, Stefan, du solltest deine Partei verlassen und dich um Politik nicht mehr kümmern. Du erscheinst mir in letzter Zeit verändert. Insbesondere, wenn ich von der Spätschicht komme, erkenne ich dich nicht wieder. Du wirkst nervös und aufgewühlt, und das ist immer schwerer zu ertragen. Ich glaube, die Politik bringt unseren Frieden völlig durcheinander. Oder hast du andere Probleme?“

„Nein, nein, ist schon alles in Ordnung. Mit der Politik, das werde ich mir überlegen, aber es können doch nicht alle zuschauen, wenn sie aus dem Ruder läuft.“

Stefans Handy klingelte fortwährend, er reagierte nicht.

„Da möchte dich doch jemand sprechen, Stefan. Geh bitte ran!“

„Es ist zweiundzwanzig Uhr, Gela, da muss keiner mehr anrufen.“

„Manchmal ist es etwas Wichtiges.“

Gela hatte es ausgesprochen, da klingelte das Festnetz-Telefon. Sie ging ran.

„Soll ich ihm etwas ausrichten?“, fragte Gela, sagte dann „okay“, und legte auf.

„Eine Claudia rief an. Du sollst dich wegen der Reise unbedingt melden, sonst würde sie selbst vorbeikommen. Ist diese Claudia eine Kollegin?“

„Nein. Es ist aber unverschämt von ihr, so spät anzurufen. Weißt du, Gela, du hast doch morgen Spätschicht und ich werde später zur Arbeit fahren. Wollen wir eine Flasche Wein trinken?“

„Gerne, ich möchte dir sowieso etwas Erfreuliches ankündigen. Wir hatten beide bisher unsere Problemchen. Ich habe meins überwunden und bei deinem obliegt es dir, selbst klarzukommen. Das brauchst du mir nicht preisgeben. Wir fangen heute ein neues Leben an. Einverstanden?“

Stefan holte zwei Gläser aus dem Schrank, entkorkte die Flasche und goss ein. Dann nahm er sein Handy, suchte etwas und fand es umgehend. Jürgen Markus sang: „Heute fängt ein neues Leben an, deine Liebe, die ist schuld daran, alles ist so wunderbar, dass man es kaum verstehen kann.“ Stefan umarmte Gela und tanzte mit ihr. Dabei hielt er das Glas in der Hand. Beide sangen übermütig mit: „Heute fängt ein neues Leben an ...“

Die Flasche Wein war geleert und die zwei begaben sich mit einem kleinen Schwips ins Bett. Wie jung Verliebte kuschelten sie sich aneinander. Stefan war bemüht, es so zu tun, wie er es gewohnt war, nur eben nicht mit Gela. In Gedanken war er bei Claudia. Sein Doppelleben hing wie ein Fluch an ihm. Je mehr er darüber nachdachte, desto weniger war er zu seiner sich auferlegten Pflichterfüllung imstande. Gela erkannte Stefans Abwesenheit.

„Es muss ja nicht heute sein“, sagte sie.

„Weißt du was, Gela, zwei Probleme habe ich umgehend zu klären, dann wird das neue Leben seinen Anfang nehmen.“

„Schon gut, Stefan.“

„Hm.“ Er ärgerte sich und dachte: „Warum hilft bei Gela nicht einmal der Wein? Bei anderen Frauen war es doch immer ein probates Mittel.“

Gela hatte ihre Zurückhaltung der letzten Jahre Stefan gegenüber vollständig abgelegt. Was er zu Beginn ihrer Beziehung schmerz-lich vermisst hatte, war sie nun bereit, ihm zu geben. Doch jetzt schienen sich die Rollen vertauscht zu haben. Stefan brachte es ein-fach nicht über sich, ihr die Wahrheit zu sagen. Claudias Anruf setzte ihm zusätzlich zu. „Reist sie wirklich alleine an die Adria? Oder spielt sie ein riskantes Spiel und taucht plötzlich auf, um ein endgültiges Gespräch zu erzwingen?“ Diese Unsicherheiten lie-ßen ihm keine Ruhe. Er fühlte sich gezwungen, so schnell wie möglich zu ihr zu fahren. Das Risiko, dass die Situation in einem De-saster enden könnte, war zu groß, um es zu ignorieren. Alles drohte, aus dem Ruder zu laufen. „Claudia ist unberechenbar. Sie ist zu allem fähig“, dachte Stefan beunruhigt. Doch was ihn wirklich quälte, war die Frage, ob Gela ihn nach Claudias möglichen Enthül-lungen verlassen würde. „Und wenn das passiert... würde ich dann Claudia heiraten?“ Er schüttelte den Kopf. „Nein! Auf keinen Fall!“ Er wusste, er musste die Dinge schnell klären. „Ich muss dieses Kapitel abschließen und die Angelegenheit endgültig bereini-gen“.

Claudia nutzte ihre weiblichen Reize, um Stefan für sich zu gewinnen. Obwohl er nur ein klärendes Gespräch zu führen beabsichtig-te, brachte sie ihn schnell aus der Fassung. Im Anschluss fragte er sich nahezu vorwurfsvoll: „Warum liebe ich Claudia wie eh und je, weshalb klappte es mit Gela nicht? Sie hatte ihre Bereitschaft doch bekundet. Diese heutige Affäre war die letzte.“ Und dann hat-te er sein Lösungskonzept mit einem Mal parat.

„Ich habe mit Gela über alles gesprochen“, begann er Claudia zu bluffen. „Das war heute meine letzte Affäre. Es betrifft ebenso Su-sanne. Bitte sag ihr das.“

„Und wie hat deine Gela reagiert?“

„Bitte ruf sie doch an und frag sie! Wir beide kommen schon klar.“

Claudia begann zu weinen. Tränen liefen ihr über das Gesicht, als sie schluchzend sagte: „Stefan, diese Entscheidung kommt nicht von deinem Herzen. Wenn du es trotzdem so wünschst, bleib deiner Gela treu, meinen Segen hast du. Pass aber auf dich auf, bisher erledigte ich das für dich.“

Sie fing an, einen Koffer zu packen. Währenddessen streifte Stefan seine Sachen über.

„Fährst du trotz alledem in Urlaub?“

„Vielleicht.“

Zu gerne würde Stefan Claudia noch einmal in die Arme nehmen, sie drücken und sagen: „Claudia, ich liebe dich, ich habe keine andere Wahl.“ Doch er schluckte, als würde er einen Kloß hinunterwürgen, wandte sich von ihr weg und sagte:

„Dann wünsche ich dir einen schönen Urlaub.“

Leise schnappte die Tür hinter ihm ins Schloss.

Stefan betrachtete dieses Frauenkapitel als abgeschlossen. Einen Tag nach der Trennung von Claudia meldete sich Susanne per Han-dy.

„Stefan, Claudia ist bei mir ausgezogen, wohin genau, weiß ich nicht. Auf jeden Fall kommt sie nicht mehr zurück. Warum es so ge-kommen ist, werde ich dir gerne erzählen, wenn mit uns beiden wieder alles im Lot ist. Bitte lass dich von Gela scheiden, du liebst sie nicht. Ansonsten hättest du Claudia und mich nicht über die vielen Jahre geliebt.“

„Moment mal, Susanne, spinnst du? Ich heiratete Gela nicht so zum Spaß und habe nicht die Absicht, die Ehe zu beenden. Wie kommst du überhaupt auf so einen Blödsinn?“

„Stefan, ich möchte, dass du meine Worte ernst nimmst. Ich liebe dich und jetzt hätten wir unsere letzte Chance, wieder zusammen-zukommen. Im Laufe der letzten Jahre lernte ich dich wieder schätzen und eine innige Beziehung hatten wir doch immer. Claudia hat ihren Teil dazu beigetragen. Ich würde gerne das Kapitel, welches ich mit Claudia erlebte, gegen eines mit dir eintauschen. Da-für ändere ich mich gerne. Komme mit Louis zu mir oder ich ziehe zu dir? Ich denke, das ist für euch beide angenehmer.“

„Susanne, nochmal: Ich bin mit Gela verheiratet. Louis ist übrigens auch schon längst verheiratet und er wohnt nicht mehr bei uns. Sei vernünftig, das würde schiefgehen, und deshalb will ich das nicht.“

„Pass auf, Stefan! Um 18 Uhr erwarte ich dich am Schlosshofsee. Am besten treffen wir uns an der Stelle, wo wir damals unser ers-tes Rendezvous in der Heide hatten. Solltest du nicht erscheinen, werde ich heute Abend um 22 Uhr zu Gela gehen und ihr reinen Wein einschenken. Sie weiß nichts von deinen Flirts mit Claudi und mir – noch nicht. Ich kenne dich gut genug, um mich nicht täu-

schen zu lassen. Ich verspreche dir, nach heute Abend werde ich dich nicht mehr bedrängen, falls du das nicht möchtest. Deine Entscheidung werde ich respektieren, ganz gleich, ob du dich für Gela oder für mich entscheidest. Gestern hast du dich von Claudia mit Anstand verabschiedet. Das erwarte ich auch in meinem Fall, sollte es so weit kommen. Also, was sagst du?“

„In Ordnung, Susanne. Ich werde um 18 Uhr am Schlosshofsee sein.“

Stefan beendete das Gespräch mit einem mulmigen Gefühl, das ihn den restlichen Tag nicht mehr loslassen sollte. Am Abend fuhr er mit gemischten Gefühlen zu dem denkwürdigen Treff, der ihn mehr und mehr in eine innere Zerrissenheit versetzte. Nur war es an diesem Tag keineswegs eine Fahrt ins Vergnügen, wie sie es sonst manchmal war. Vielmehr war es mit dem legendären und geschichtsträchtigen „Gang nach Canossa“ des römisch-deutschen Königs Heinrich dem Vierten zu vergleichen, der als Symbol für Demut und Zwang in die Annalen einging. Als Stefan den Schlosshofsee schließlich erreichte, war von Susanne weit und breit keine Spur zu erblicken. Doch wie aus dem Nichts löste sie sich rasch und fast lautlos aus dem dichten Buschwerk, das sich rechts neben dem Weg befand. Dahinter schimmerte das seichte Wasser des Sees in einem goldenen Ton, der von der untergehenden Abendsonne durch die Zweige hindurch reflektiert wurde. Gleichzeitig verstummten die Vögel abrupt und stoben mit hektischem Flügelschlag aus dem Geäst empor. Offenbar waren sie von Susannes plötzlicher Bewegung und ihren in der Sonne glänzenden, wehenden blonden Haaren erschreckt worden. Mit schnellen, entschlossenen Schritten näherte sie sich Stefan und streckte sich an ihm, um ihre Hände sanft, aber bestimmt um seinen Hals legen zu können. Dabei winkelte sie ihre Beine leicht an, sodass er unweigerlich nicht umhinkam, ihre schlanke Taille zu umfassen. Stefan fand es schon früher sexy und hinreißend, dass Susanne fast vierzig Zentimeter kleiner war als er selbst, und diese Gefühle stellten sich schlagartig wieder ein. Dennoch riss er sich zusammen, um nicht nachgiebig zu werden oder sich erneut von ihren Reizen leiten zu lassen.

Es war ein Sommerabend, wie man ihn sich besser nicht vorstellen könnte: Die Luft war angenehm warm, nicht zu heiß, und eine leichte Brise brachte den Duft von Blüten mit sich. Der Himmel schimmerte in weichen Pastellfarben, während die Sonne langsam hinter dem Horizont verschwinden wollte. In den Bäumen zwitscherten Vögel, und für einen kurzen Moment schien die Welt einfach stillzustehen, um diesen friedlichen Augenblick auszukosten. Genau so ein Sommerabend, der einen dazu einlädt, das Leben so richtig zu genießen. Beide waren leicht und sommerlich bekleidet, was die Situation nur zusätzlich anheizte. Ihre festen Brustknospen bohrten sich in seine Haut, bezeugten ohne Umschweife Susannes aufkeimende Erregtheit und Leidenschaft. „Jetzt nicht anfällig werden“, redete sich Stefan eindringlich ein, doch es blieb lediglich ein schwacher Gedanke der Vernunft, den er am Ende doch nicht in die Tat umsetzte. Bald lagen beide eng umschlungen im weichen, nach Erde duftenden Moos – nicht mehr so wie früher, als sie sich voller Zärtlichkeit und Hingabe danach noch lange liebkosten. Und dennoch schien es in diesem Augenblick beinahe wie beim allerersten Mal zu sein, als sie zusammen etwas so Intimes erlebten. Verschämt und leicht verlegen zogen beide ihre Sachen wieder an, wobei Stefan mit einem anerkennenden Blick registrierte: „Sie versteht es nach wie vor, sich ausgesprochen vorteilhaft zu kleiden. Ja, und sie bleibt ein wahrer Augenschmaus, das ist und bleibt unbestreitbar und keineswegs neu“. Er bemühte sich darum, die Situation mit einer sorgfältig durchdachten Vorgehensweise zu einem respektvollen und einvernehmlichen Abschluss zu führen. Mit ruhiger Stimme sprach er: „Susanne, ich danke dir von Herzen für unser heutiges Treffen. Wir lieben uns beide, das hast du heute per Handy so charmant und passend ausgedrückt. Und trotzdem glaube ich, dass wir es beide tief im Inneren wissen; wir passen charakterlich überhaupt nicht zueinander. So gesehen war es ein würdiger und gebührender Abschied für immer. Freundschaftlich möchte ich jedoch auf jeden Fall mit dir verbunden bleiben. Bist du mir deswegen böse?“

Susanne weinte und lachte, als sie sagte, „nein Stefan, du hast recht, auch wenn ich traurig darüber bin. Ich hatte dir am Handy versprochen, deine Entscheidung heute Abend zu respektieren, es bleibt dabei.“

Stefan war in Gedanken schon wieder woanders – bei Gela. Er freute sich auf die Versöhnung mit ihr. Jetzt hatte er das Thema „Claudia und Susanne“ endgültig abgeschlossen, war total happy. Er drückte Susanne noch einmal ganz fest an sich.

„Nun doch?“, fragte sie.

„Nein, nein, ich bin nur euphorisch, überhaupt über alles. Das ist der blanke Wahnsinn“, schwärmte Stefan schon wieder.

„Was ist der blanke Wahnsinn? Stefan, du strahlst immer so eine Euphorie aus, dass man dich lieben muss.“

„Du warst jetzt im Ernst nicht gemeint, sondern die vielen Pflifferlinge hier sind der blanke Wahnsinn. Sieh nur, wie sie sich zum Moor hin zu drängeln scheinen, um einen Platz zu erhaschen. Ich nehme morgen Urlaub und fahre genau hier hin. Und wenn ich im Laufe einer halben Stunde meine zwei Körbe voll haben werde, fahre ich wieder nach Hause zurück.“

„Morgen ist doch Freitag, musst du nicht arbeiten?“

„Ich nehme Pilzurlaub.“

„Wann willst du hier sein?“

„Um 14 Uhr, wieso? Willst du auch kommen?“

„Ach, nur so. Stefan, weißt du schon, dass Claudia nicht mehr bei der Stiftung arbeitet? Der Chef hat sie gefeuert, weil sie ihre Arbeit verweigert hatte, Waldbrände zu legen. Du hast ihr völlig den Kopf verdreht, auch beim Thema Umwelt. Dass du ihr einen Korb gabst, machte sie dann konfus. Sie zog Hals über Kopf bei mir aus und kramt jetzt schon wieder mit einem Mann herum.“

„Meinen Segen hat sie. Du hast ja erwähnt, dass sie abtauchte.“

„Von Winzi habe ich erfahren, dass sie bei dem Neuen schon eingezogen ist.“

„Das ist mir so was von egal, komm, wir fahren los.“

An der Wegkreuzung, wo ein Weg nach Schönblum und der andere nach Hexhütten führte, blieben beide noch einmal stehen.

„Lebe wohl, Susanne und alles Gute!“, sagte Stefan. „Wenn wir noch ein Paar wären, würde ich mit dir die herrliche Abendsonne weiter genießen. Sieh dir das an, das Abendrot schimmert durch die Bäume, als würde der Wald brennen.“

„Stefan, dann würdest du mich sicher durch die lila Erikaheide bis nach Schönblum begleiten.“

„Sicher, aber ich biege lieber nach rechts ab, nehme die nicht mehr so schöne Strecke durch die abgebrannte Heide.“

Stefan saß auf seinem Drahtesel und sang überschwänglich:

„Heute fängt ein neues Leben an, Gela Liebe, die ist schuld daran ...“

„Ich fahre lieber los!“, rief Susanne hinterher, „sonst bringst du mich mit deinen lyrischen Eskapaden zum Weinen. Pass auf dich auf, Stefan! Ciao!“

Gedankenversunken fuhr Stefan nach Hause und simulierte: „Spätestens jetzt muss ich Gela alles erzählen. Ansonsten geht das Drama von vorne los. Wenn sie mir verzeiht, muss ich nur noch den Prozess gegen die oberste Dienstbehörde gewinnen. Dann wäre meine Rehabilitierung geschafft. Mein Anwalt sagte mir, dass wir auf einem guten Weg sind. Die Promotion und die Berufung auf einen Lehrstuhl an der Universität sind dann reine Formsache.“

Stefan hatte nicht mitbekommen, wie schnell er zu Hause war. Er freute sich auf Gela, nur war ihm bisher nicht klar, wie er ihr alles schonend beibringen kann. „Wie erkläre ich ihr meine vertrackten Affären? Wie wird sie reagieren? Wird sie bei mir bleiben oder dreht sie gar durch? Gleich wird sie von ihrer letzten Spätschicht für diese Woche nach Hause kommen. Morgen haben wir beide Urlaub, Sonnabend und Sonntag hat Gela frei.“

Stefan hatte, als Gela überpünktlich zu Hause erschienen war, immer noch keinen Einfall. „Großfrei!“, sagte sie ausgelassen und umarmte ihren Ehemann. „Freust du dich nicht? Du guckst ja wie drei Tage Regenwetter.“

„Gela, ich habe ein Problem, nein eigentlich nicht mehr, aber jetzt doch.“

„Hast du nun ein Problem oder nicht und wenn, welches? Kann ich dir helfen?“

„Ich weiß nicht, Gela, ich habe dich von Anfang an mit zwei anderen Frauen betrogen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt nicht mehr, aber kannst du mir verzeihen?“

„Stefan, das erkläre mir bitte mal genau. Ich glaube, ich habe dich jetzt nicht verstanden.“

„Das will ich gern versuchen. Du erinnerst dich sicher an unseren Deal, den wir am Anfang unserer Ehe geschlossen hatten. Wirkliche körperliche Beziehungen hatten wir auf den Tag x verschoben. Gestern hätte er sein können, aber aus den genannten Gründen war ich nicht in der richtigen Verfassung. Jetzt zu meinem Problem: Als mich zur Zeit unseres Anfangs Susanne wider Erwarten zu ihrem Geburtstag einlud, hatte ich zugesagt. Ich wusste nicht, dass eine gewisse Claudia mit ihr zusammen lebte. Wir hatten während der Feier etwas viel getrunken und dann war es passiert.“

„Was war passiert?“

„Na ja, Sex.“

„Mit beiden?“

„Ja, aber das ist nicht das Schlimmste. Die beiden Frauen hatten mich zu weiteren Affären genötigt, drohten andernfalls, mit dir sprechen zu wollen. Ich bin darauf eingegangen, gebe ehrlich zu, dass ich es nicht ganz uneigennützig tat. Du warst damals noch nicht in der emotionalen Verfassung dazu, ja und ich bin halt auch nur ein Mann. Jetzt endlich kam mir die Idee, ihnen vorzugaukeln, dass ich dir selbst alles erzählt habe. Damit war der Spuk vorbei. Gela, kannst du mir verzeihen?“

„Diese Claudia hatte doch angerufen. Die kam mir am Telefon schon nicht ganz geheuer vor.“

Gela umarmte Stefan. „Stefan, unsere ersten Jahre taugten aus den verschiedensten Gründen nicht zu einer Musterehe. Ich glaube, dass ab morgen alles anders wird. Die Zeit bis heute streichen wir glatt. Selbstverständlich verzeihe ich dir.“

12

Dr. Winzling war nervös. „Berrendt raubt mir die letzten Haare vom Kopf“, sagte er in seiner letzten Zusammenkunft der Woche seinen Mitarbeitern. „Anstatt Ruhe zu geben, schaltete er das Oberlandesgericht ein. Das geht zu weit. Susa, deine Aufgabe ist es, ihn umzustimmen, du hast doch ein bisschen Einfluss auf ihn.“

„Nein, Winzi, seit gestern nicht mehr. Sprich doch selbst mit ihm. Stefan Berrendt ist heute ab viertel drei am Schlosshofsee Pfifferlinge sammeln.“

„Ab Viertel nach drei?“

„Nein, ‚viertel drei‘, okay, verstehst du als Wessi nicht, ‚Viertel nach zwei‘.“